

Evangelische Mission
Weltweit

Association of Protestant Churches
and Missions in Germany



EMW-THEMENHEFT 2021

„Die Liebe Christi bewegt die Welt.“

Vorwort

„Die Liebe Christi bewegt, versöhnt und eint die Welt.“ Das Thema der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen 2022 in Karlsruhe hat uns schon im vergangenen Jahr beschäftigt. Das Themenheft, das wir Ihnen vorlegen, ist ein neues Format der Evangelischen Mission Weltweit (EMW). Es greift das Thema der Vollversammlung noch einmal in einer bemerkenswerten Weitung auf: Welche seiner Aspekte sind im Kontext unserer weltweiten Geschwister und Partner von besonderer Bedeutung?

Wir haben Frauen und Männer aus unterschiedlichen Kontinenten und Konfessionsfamilien gebeten, mit uns darüber ins Gespräch zu kommen, wie und zu was Christi Liebe die Welt bewegt. Sie finden in unserem Heft dazu Beiträge aus Brasilien, Indonesien, Südafrika und Syrien. Wir sind dankbar für die Artikel aus dem Bereich der katholischen und der orthodoxen Kirche sowie der freikirchlichen Bewegung. Sie zeigen, dass für das kirchliche Leben in Deutschland gilt, was auch die Evangelische Mission Weltweit prägt: Wir sind gemeinsam unterwegs – evangelische, katholische, orthodoxe und freikirchliche Christen und Christinnen, die sich versöhnt und vereint bewegen lassen, um die Welt im Lichte der guten Botschaft Jesu Christi zum Guten zu verändern.

Ergänzend zum Schwerpunktthema freuen wir uns über die Beiträge zu den Themen Rassismus und Menschenrechte aus dem Evangelischen Missionswerk in Niedersachsen und der Vereinten Evangelischen Mission mit Sitz in Wuppertal. Unser Heft erscheint rechtzeitig vor der Bundestagswahl am 26. September 2021. Gemeinsam mit unseren Autor*innen machen wir deutlich, was für uns auch in diesem Zusammenhang maßgeblich und zukunftsfähig ist.

Stimmen aus dem Pazifik zum Thema Tiefseebergbau, Ausführungen zur Dekolonisierung des Glaubens, Gedanken dazu, wie die Pandemie die Mission und Ökumene weltweit verändert hat, und die Überlegungen unserer Kollegin aus Costa Rica zu Fragen digitaler Bildungsangebote zeigen die Vielfalt der Themen, die uns im Netzwerk der Evangelischen Mission Weltweit in diesen Monaten beschäftigen.

Wir freuen uns auf Ihre Reaktionen und Anregungen.
Ihr **Rainer Kiefer**
Direktor



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	02		
Inhaltsverzeichnis	03		
Schwerpunktthema		Weitere Themen	
Christi Liebe bewegt die Welt – Provokation oder Verheißung?	04	Kirche und Rassismus	37
Bewegt von Christi Liebe	08	Veränderung ist keine einmalige Entscheidung	
Die Liebe Christi – Hemmschuh oder Triebkraft des interreligiösen Dialogs?	11	Frieden und Gerechtigkeit	41
Raus aus dem Versteck hinein in die Liebe Christi	16	Menschenrechte wählen	
Dialog als Weg zu Einheit und Versöhnung	22	Schöpfung und Nachhaltigkeit	46
Einheit schließt Vielfalt nicht aus	26	Stimmen aus dem Pazifik zum Thema Tiefseebergbau	
Eine Meditation zu „Die Liebe Christi bewegt die Welt“	30	Missionstheologie ökumenisch	48
Die Kirchen in Südafrika: Zwischen Politik und dem Kampf um die Einheit	32	Ein Virus bewegt die Welt	
		Theologische Ausbildung	52
		Online-Unterricht: Die Krise als Chance zur Weiterentwicklung	
		Theologie im Kontext	56
		Kapwa und Jesus: Ein philippinisches Konzept zur Dekolonisierung des Glaubens	
		Impressum und Mitglieder	59

Eine Analyse von
Matthias Ehmann

Christi Liebe bewegt die Welt – Provokation oder Verheißung?

Im Sommer 2022 trifft sich eine große Zahl von Christ*innen aus der ganzen Welt zur 11. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen. Für viele Besucher*innen wird das, ganz im Sinne des Versammlungs-Mottos, ein bewegender Moment sein. Doch das Thema der Versammlung „Die Liebe Christi bewegt, versöhnt und eint die Welt“ hat deutlich mehr zu bieten. Matthias Ehmann, Lehrbeauftragter für Missionswissenschaft und Interkulturelle Theologie, beleuchtet das Thema aus freikirchlicher Perspektive und nimmt dabei besonders den Aspekt „der Bewegung“ in den Blick.

Nach Monaten der Isolation von Menschen und Ländern, nach der Trauer um hunderttausende Tote und nach dem Stillstand von weiten Teilen des öffentlichen Lebens, trifft sich die weltweite ökumenische Bewegung in Karlsruhe. Für viele, gerade für die Gesellschaften außerhalb der wohlhabenden Industriestaaten, werden die Auswirkungen der Corona-Pandemie dann noch nicht überwunden sein.

Auch abseits der reinen Dynamik einer Großveranstaltung mit ihren geskripteten Zeitpunkten emotionaler Ansprache ist zu erwarten, dass es zu bewegenden Momenten und Begegnungen kommen wird, wenn sich die weltweite Kirche im Rahmen der ökumenischen Bewegung nach Zeiten der Isolation trifft.

Das Thema der Vollversammlung, „Die Liebe Christi bewegt, versöhnt und eint die Welt“, bietet dafür einen inhaltlichen Rahmen. Dabei bleibt das Thema zunächst ein „frommer Wunsch“. Dies gilt aus meiner Perspektive in zweifacher Hinsicht: Versöhnung und Einheit in der Welt sind ein Wunsch, bestenfalls ein Prozess und sicher nur in Teilen eine erlebbare Realität. Das Thema beschreibt so eine Zielvorstellung, eine im Glauben zu erwartende Realität und keine Gegenwartsbeschreibung – einen frommen Wunsch. Denn schon das Thema hört sich in meinen Ohren ausgesprochen fromm an.

Während in den Themen der Vollversammlungen seit Canberra jeweils Bitten formuliert wurden – meist an Gott und seinen Geist, teilweise auch an die Menschen als Ruf zur Umkehr – steht nun wieder eine christologische Zuspitzung im Mittelpunkt. Genau genommen handelt es sich dabei nicht um einen Wunsch, sondern um eine proklamatorische Aussage. Ganz im Duktus der Vollversammlung von Nairobi 1975, „Jesus Christus befreit und eint“, werden definitive Aussagen über Jesus, den Christus getroffen. Während im Titel die Einheit als zentrales Motiv der ökumenischen Bewegung wiederkehrt, wird dieses nun durch die Themen Bewegung und Versöhnung ergänzt.

Die Themen Versöhnung und Einheit scheinen mir gängige und eingeführte Themen der ökumenischen Bewegung zu

„Als weltweite Jesus-Bewegung erfahren wir auf den unterschiedlichen Ebenen von Kirche, Mission und Ökumene immer wieder, dass es nicht unsere Kraft und Fähigkeit ist, welche die Welt im Letzten bewegt, versöhnt und eint.“

sein. Unschärfer, erklärungsbedürftiger – in meinen Augen dadurch auch interessanter – ist die Bewegung. Was bedeutet es, dass die Liebe Christi die Welt nicht nur eint und versöhnt, sondern auch bewegt?

Ich schreibe aus einer freikirchlichen Perspektive. Während einige der Freikirchen in Deutschland selbst Teil des Ökumenischen Rates der Kirchen sind, arbeiten andere eher auf Ebene der Arbeitsgemeinschaften Christlicher Kirchen und der Vereinigung Evangelischer Freikirchen mit anderen Kirchen zusammen. Dies prägt meiner Ansicht nach wesentlich, wie stark die Vollversammlung in Karlsruhe, und damit auch ihr Thema, überhaupt im Bewusstsein der jeweiligen Freikirchen verankert ist. Aus Perspektive der Interkulturellen Theologie ist dabei sicher wahrzunehmen, dass die Kategorie der „Freikirche“ als analytische Kategorie ihre Berechtigung nur in den meist europäischen Strukturen mit ihrer Unterscheidung von Staats- bzw. Landeskirchen und von Freikirchen hat, innerhalb der globalen Ökumene ist sie weitgehend hinfällig.

Freikirchen sind in dieser Hinsicht zuerst und vor allem evangelische Kirchen, meist mit einer spezifischen Frömmigkeitstradition und häufig einer kongregationalen Kirchenstruktur. In dieser Tradition resoniert die christologische Zuspitzung des Themas der Vollversammlung sicher stärker als die allgemeinere Rede von Gott. Dass es Christus ist, der versöhnt, stellt eine Glaubensgrundlage dieser Kirchen in ihrer reformatorischen Tradition dar. Und auch wenn die Einheit nicht immer im Rahmen des

Ökumenischen Rates der Kirchen gesucht wird, so bleibt sie doch auch für Freikirchen ein Auftrag, den sie in unterschiedlicher Weise verfolgen. Die Bewegung in dieser Frage innerhalb der Freikirchen in Deutschland zeigt das intensive Ringen des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in der Frage, ob der Bund Mitglied im Ökumenischen Rat der Kirchen werden soll. Bisher hat die pandemische Lage die ursprünglich für den Bundesrat der Kirche im Jahr 2020 geplante Entscheidung verhindert.

Die etwas unklare und sperrige Aussage „Die Liebe Christi bewegt die Welt“ ist zumindest in meinem freikirchlichen Umfeld anschlussfähig, verstehen sich viele Freikirchen und freikirchlichen Missionsbewegungen doch selbst idealtypisch als Bewegung. Während auf der einen Seite in vielen Freikirchen ein ausgeprägter Hang zur Institutionenkritik besteht, stellt Bewegungsförmigkeit ein hohes Ideal im freikirchlichen Kontext dar. In Freikirchen ist das Bewegtwerden und Bewegtsein ein zentrales Motiv.

Über Bewegung zu reden, kann dabei sicherlich auch Teil einer Selbstvergewisserungsstrategie einer alternden Organisation sein. Proklamation beinhaltet dabei immer ein performatives Moment und schwankt so zwischen Verheißung und dem sprichwörtlichen Pfeifen im Wald. Meine eigene Kirche, der Bund Freier evangelischer Gemeinden, hat sich vor wenigen Jahren ein neues Bundesmotto gegeben. Es lautet: „Bewegt von Gottes Liebe bauen wir lebendige

Gemeinden“. Natürlich habe ich zuerst an dieses Motto, an die Gemeinsamkeiten und Unterschiede gedacht, als ich das Thema der 11. Vollversammlung des Ökumenischen Rates hörte.

Interessant, dass die Liebe im Thema der Vollversammlung als Liebe Christi spezifiziert ist, während sie im Bundesmotto meiner Kirche allgemeiner als Liebe Gottes qualifiziert bleibt. Gängigen Klischees folgend, hätte man das vielleicht genau andersherum erwartet. Ein weiterer Gedanke drängt sich in diesem Vergleich auf. Wer wird von der Liebe bewegt? Ganz im Duktus einer Proklamation verkündet und verkündigt uns das Thema der Vollversammlung: die Liebe Christi bewegt die ganze Welt. Nicht nur uns, nicht nur ein paar Ökumeniker*innen, nicht nur Missionar*innen und Pastor*innen, nicht nur Christ*innen – die Liebe Christi bewegt die Welt. Man kann das als Übertreibung oder gar als Provokation hören, aber eben auch als Zusage und Verheißung.

Persönlich hat mich bewegt, wie Christ*innen aus Gemeinden in China in der Notsituation der Pandemie Masken gespendet und nach Europa geschickt haben. Das alles, obwohl die staatliche Repression gegenüber den nicht registrierten Gemeinden in dieser Zeit nochmals verschärft wurde. Obwohl man selbst nicht privilegiert ist, dennoch großzügig zu helfen, darin habe ich in unserer eigenen kleinen Hilflosigkeit die Liebe des Leibes Christi erleben dürfen.

Bei aller Verheißung stellt sich in den konkreten Zusammenhängen von Kirche, Mission und Ökumene die Frage, wie Gottes liebende Bewegung in der Welt sichtbar ist. Auch mit der 11. Vollversammlung der weltweiten ökumenischen Bewegung hat sich das Angesicht der Erde nicht umfassend gewandelt. Weiter steht die

Menschen bewegen

Welt verändern

Kirche in ihren vielen unterschiedlichen Sozialgestalten vor den Herausforderungen von Krieg, Gewalt, Hunger, Ausgrenzung, Ungerechtigkeit und vielen anderen mehr. Und häufig ist die Kirche auch ein Teil von all dem, während sie an anderer Stelle ein Zeichen von Gottes Liebe in der Welt ist.

In den letzten Jahren haben wir im Leitungsgremium einer freikirchlichen Missionsgesellschaft über einen Titel diskutiert, der unsere Gemeinschaft und Arbeit als Christ*innen in 26 Ländern unter eine knappe Überschrift stellt: „Menschen bewegen – Welt verändern“. Wir wollen erleben, dass sich Menschen bewegen lassen und sich das Angesicht dieser Welt verändert. In diesem Sinne trifft das Thema von Karlsruhe 2022 ganz das Anliegen dieser Missionsgesellschaft. Es scheint, dass die Bewegung der Liebe Gottes bei verschiedenen Christ*innen weltweit einen Nerv trifft. Darüber hinaus hat das Thema jedoch mehr zu bieten, es kann zu einer willkommenen Korrektur werden. Als weltweite Jesus-Bewegung erfahren wir auf den unterschiedlichen Ebenen von Kirche, Mission und Ökumene immer wieder, dass es nicht unsere Kraft und Fähigkeit ist, welche die Welt im Letzten bewegt, versöhnt und eint.



Der christologische Fokus in Karlsruhe auf den Urheber und Vollender unseres Glaubens, wie es der Hebräerbrief (12,2) formuliert, kann uns vor falschem Triumphalismus und Machbarkeitsdenken bewahren. Und gleichzeitig vermittelt der proklamatorische Charakter Hoffnung und Zuversicht. Es braucht Einheit und Versöhnung und dafür auch Bewegung, aber der Wind im Segel des Schiffs der Ökumene kann nicht einfach von der Bootsbesatzung ins Segel gepustet werden – Jesus Christus selbst bleibt der bewegte Beweger. Er ist es, der uns und diese Welt bewegt, versöhnt und eint.

Matthias Ehmann ist hauptamtlicher Lehrbeauftragter für Missionswissenschaft und Interkulturelle Theologie an der Theologischen Hochschule Ewersbach.

Bewegt von Christi Liebe

Direkt nach dem Theologiestudium kehrt Mathilde Sabbagh nach Syrien zurück, um die Kirche ihres Heimatdorfs zu leiten. Mitten in die Wirren des Krieges. Denn ihr Herz und ihre Berufung treiben sie an.

Sie hat sie aufgehoben, die Bombe, die am Tag ihrer Rückkehr nach Syrien in ihre Heimatstadt Hassakeh, ihr Haus traf. Als Erinnerung. Denn sie ist hierher zurückgekehrt, um Gottes Liebe und Versorgung zu den Menschen ihrer geschundenen Heimat zu bringen. Inzwischen ist Mathilde Sabbagh bereits seit über fünf Jahren hier. Sie ist verheiratet, Mutter von fast zweijährigen Zwillingen, und sie ist Pfarrerin. Die erste in den kurdischen Gebieten im Nordosten Syriens. Sie gehört der Nationalen Evangelischen Synode in Syrien und Libanon (NESSL) an, die in Syrien 18 Gemeinden mit rund 10.000 Gemeindegliedern umfasst. Hinzukommen noch rund 6.000 Gemeindeglieder im Libanon.

Im Libanon hat Mathilde Sabbagh auch Theologie studiert. Ihre dunkelbraunen Augen funkeln hinter der großen Brille, wenn sie davon erzählt, wie es dazu kam: „Mit 13 habe ich über meinen zukünftigen Beruf nachgedacht. Ich habe mich gefragt, an welchem Ort ich wirklich Freude empfinde. Da habe ich gemerkt, dass das die Kirche ist. Ich kann mir immer noch nicht vorstellen, irgendwo anders zu arbeiten.“

Doch als erste Pfarrerin in der von Krieg und Konflikten gebeutelten Region hat sie es zunächst schwer. Der frühere Pfarrer von Hassakeh und etliche Gemeindeglieder sind geflohen. Geblieben sind die, die nicht fliehen konnten: hauptsächlich Alte und Arme. Die Gemeinde droht unterzugehen. Mit ihren 26 Jahren und gerade frisch von der Uni, glauben nur wenige daran, dass diese junge Frau ihnen helfen kann. „Die Gemeinde sagte: Wenn es schon Männer nicht können, wie dann erst eine Frau“, beschreibt Sabbagh ihren Start.

Beirren lässt sie sich davon jedoch nicht. Denn sie hat ein großes Vorbild: „Mein Vater, den ich bis zum heutigen Tage verehere, war hier Ältester der Gemeinde und

Mathilde Sabbagh

Ein Porträt von **Almut Nothnagle** und **Tanja Stünckel**

„Ich erlebe hier tagtäglich, dass die Liebe Christi die Welt und das Leben jedes einzelnen Menschen verwandeln kann.“

Leiter der Schule. Er hat dafür gesorgt, dass hier eine evangelische Kirche gebaut wurde und hat in mir den Samen gepflanzt, Pfarrerin zu werden.“

Jeden Sonntag steht sie nun auf der Kanzel, wenn die Gemeinde sich zu Gottesdiensten versammelt. Zudem liegt ihr die Kinder- und Jugendarbeit besonders am Herzen.

Die Arbeit in einer so armen und umkämpften Gegend bringt trotz Sabbaghs Mut, große Herausforderungen mit sich. Ihr schlagen Vorurteile und Misstrauen entgegen. Die Pfarrerin stellt fest, dass sie hier ganz anders predigen muss, als sie es im Studium gelernt hat. Und sie muss Wege finden, den Menschen auch ganz praktisch zu helfen. „Erst wenn die materiellen Bedürfnisse befriedigt sind, können die Menschen auf das Wort Gottes hören“, führt sie aus, während sie sich die langen Haare aus dem Gesicht streicht.

Dabei schien es 2018 schon Hoffnung zu geben. Das eigentlich fruchtbare Land erholte sich, und die Menschen fingen an, sich wieder eine Zukunft aufzubauen. Doch mit dem Abzug der US-Truppen, Ende 2019, kam es zum Konflikt zwischen der Türkei und den Kurden und mit ihm zu kriegerischen Handlungen und Versorgungsengpässen. Auch das Pfarrhaus und die Kirche geraten schon mal unter Beschuss. Einmal musste sie mit ihrer Familie mehrere Tage im Bad (das einzige Zimmer ohne Fenster) ausharren. Es gibt oft nur nachts Strom, und auch Wasser ist knapp, denn die einzige Wasserquelle wird durch türkische Truppen kontrolliert.

Umso wichtiger ist es für Sabbagh, den Menschen die Hoffnung wiederzugeben. Denn Flucht ist aus ihrer Sicht auch keine Lösung, denn sie geht mit dem Verlust der Heimat einher. Gemeinsam mit ihrem Ehemann organisiert die Theologin daher auch praktische Hilfe. Durch ihr Engagement erhalten inzwischen 400 Familien täglich Lebensmittel, Hygieneartikel und Schulmaterial. Und die Hilfe geht so weit über ihre eigene kleine Gemeinde hinaus, die ursprünglich nur etwa zehn Familien umfasst. Und dennoch ist es nicht genug. In der Gegend leben weit aus mehr christliche Familien, die Hilfe bräuchten und hinzukommen auch noch Flüchtlinge aus Gegenden, die noch schlechter dran sind.

„Erst wenn die materiellen Bedürfnisse befriedigt sind, können die Menschen auf das Wort Gottes hören“

Für Kinder und Jugendliche, von denen viele ihre Eltern im Krieg verloren haben, oder von ihnen zurückgelassen wurden, organisiert sie Kindergottesdienste, Bibelstunden und Jugendgruppen. Die Anzahl der Kinder und Jugendlichen, die zu diesen Angeboten kommen, wächst stetig an, denn sie kommen gern. Die wenigsten sind dabei aber aus der eigenen evangelischen Kirche. Aber gerade diese für alle Konfessionen offene Kinder- und Jugendarbeit ist es, die trotz ihres sichtbaren Nutzens, bei den anderen ansässigen Kirchen (syrisch-orthodox, griechisch-orthodox, chaldäisch, katholisch) das Misstrauen weckt.

Dieses Misstrauen wird zudem durch die Tatsache befeuert, dass Sabbaghs Ehemann der syrisch-orthodoxen Kirche den Rücken gekehrt hat, und für sie Protestant geworden ist.

Dabei geht es Mathilde Sabbagh gar nicht darum, dass die Kinder konvertieren sollen. Ihr geht es darum, ihnen Hoffnung zu schenken und um ein friedliches Zusammenleben, und da seien Konflikte der christlichen Kirchen untereinander völlig kontraproduktiv.

Sie will die junge Generation einfach nicht verloren geben und lädt zu einem fast „normalen“ Leben ein, in das auch Ausflüge, Partys, Computerkurse, Sport und Gespräche über Ernährung und Sexualität gehören. „Mit den Mädchen tanze ich gerne: Ich finde es schön, wenn sie sich zu diesen Gelegenheiten ‚fein‘ machen und stolz auf sich sind“, freut sich die optimistische Frau. „Ich bin die einzige Geistliche in Hassakeh, die tanzen kann.“ Doch Sabbagh könnte sich nicht um die Kinder und Jugendlichen kümmern, wenn sie nicht ihre Mutter hätte, die sie bei den Zwillingen unterstützt.

Und dann ist da noch diese andere Sache: Denn, obwohl Mathilde Sabbagh alle Prüfungen bestanden hat, ist sie noch nicht ordiniert. Erst war Krieg und dann kam auch noch Corona. Und Corona ist auch der Grund, warum Mathilde Sabbagh im Sommer 2020 beinahe nicht nur ihren Optimismus verliert. Denn das Virus macht weder vor der Region um Hassakeh, noch vor ihr selbst halt. Sie infiziert sich mit Covid-19, erholt sich aber nach einiger Zeit wieder. Doch Corona heizt das Elend um sie herum weiter an. Immer mehr Menschen fliehen.

Manchmal, wenn sie besonders niedergeschlagen ist, fragt sie sich schon, ob auch sie ihren Kindern zuliebe gehen sollte. Doch sie will die Menschen ihrer Gemeinde, und Hassakeh, das so tief in ihrem Herzen verwurzelt ist, nicht allein lassen. Sie möchte den Menschen vermitteln, dass es einen Sinn hat, dass Gott sie an diesen Platz in der Welt gestellt hat. „Ich erlebe hier tagtäglich, dass die Liebe Christi die Welt und das Leben jedes einzelnen Menschen verwandeln kann. Wir können hier als Kirche und Gemeinde so viel bewirken. Ich glaube fest daran, dass mich Gott an diesen Ort gestellt hat und mir hier einen Auftrag gegeben hat. Ich bete jeden Tag, dass Gott mir die Kraft gibt, für mein Amt in der Gemeinde. Ich möchte die Liebe Gottes weitergeben an alle, die ihrer bedürfen.“

Mathilde Sabbagh sieht sich als Teil einer jahrhundertealten Tradition von Christ*innen, die die Geschichte und Gegenwart des Mittleren Ostens geprägt haben. Sie glaubt fest daran, dass die Christ*innen mit Gottes Hilfe dort auch weiterhin eine Zukunft haben. Aber sie hofft auch, dass ihre Kinder ihr die Entscheidung zu bleiben nicht irgendwann übelnehmen werden: „Schließlich ist das meine Berufung, nicht ihre.“

Mathilde Sabbagh arbeitet als Pfarrerin in einer Gemeinde in den kurdischen Gebieten im Nordosten Syriens. Sie gehört der Nationalen Evangelischen Synode in Syrien und Libanon (NESSL) an.



Von **Trisno S. Sutanto**

(Übersetzung: Eckhard Zemmrich)

Die Liebe Christi – Hemmschuh oder Triebkraft des interreligiösen Dialogs?

Indonesien ist ein Vielvölkerstaat und das Land der Pancasila. Das bedeutet, dass sich jede*r Einwohner*in für eine der fünf anerkannten Religionen entscheiden muss. Dies hat Folgen für den eigenen Glauben, darauf wie die Menschen miteinander umgehen, aber auch wie der Staat mit den unterschiedlichen Religionsgemeinschaften verfährt. Der Liebe Christi kommt hierbei eine überraschende Doppelrolle zu.

5 Religionen

Warum nicht bloß „die Liebe Gottes“, sondern ganz explizit „die Liebe Christi“? Wer sich wirklich mit dieser Frage auseinandersetzt, muss auch die stets aktuelle Frage beantworten, die jede*n umtreibt, die*der sich als Christ*in bezeichnet: „Wer ist Christus?“ Nicht Christus, wie er in kirchlichen Dogmen definiert ist, die jeden Sonntag im Glaubensbekenntnis wiederholt werden. Sondern die Frage ist viel existenzieller: „Wer ist Christus für mich?“ Hier besteht der Anspruch darin, Rechenschaft über den eigenen Glauben abzulegen, dessen man gewiss ist.

Der Ausdruck „Gottes Liebe“ ist eigentlich einfach und wird häufig verwendet. Jede*r kann ihn benutzen, welchem Glauben er oder sie auch immer anhängen mag! Vor allem jemand, der, wie ich, im Land der Pancasila lebt und aufgewachsen ist, wo das Prinzip, die ‚sila‘ einer „all-einen göttlichen Herrschaft“ zum ersten Prinzip der Staatsphilosophie wurde, und wo „Religion“ immer noch als sehr wichtig angesehen wird. Da ist die religiöse Sprache immer noch der wichtigste Weg – und wird oft sogar zum einzigen Weg – um fast alle Fragen des Lebens zu beschreiben und zu bearbeiten.

Im Kontext einer solchen Gesellschaft ist der Begriff „Liebe Gottes“ überall zu finden. Möglicherweise nur als Floskel, die bei der Begrüßung oder beim Abschied geäußert wird: „Gottes Liebe sei mit dir.“ Es besteht keine existenzielle Nötigung, über die Verwendung dieses Ausdrucks Rechenschaft abzulegen. Der andere, der es hört, wird darin nur eine gewöhnliche Begrüßung sehen und jedenfalls wissen, dass Sie immer noch „religiös“ sind.

Interessant ist hier noch ein weiterer Aspekt: das Wort „Gott“. Als Mensch, der in Indonesien, einem multikulturellen Land par excellence, geboren und aufgewachsen ist, bin ich immer dankbar, dass das Wort für Gott, „Allah“, von den beiden abrahamitischen Religionsgemeinschaften Islam und Christentum verwendet werden kann. Das Wort „Allah“ kann zu einer Brücke werden, die diese beiden missionarischen Religionen verbindet. Es ist für uns nur schwer vorstellbar, dass das Wort „Allah“, wie es in Malaysia geschah, nur von Muslim*innen verwendet werden dürfte! Zwar gab es auch in Indonesien Druck von islamistischen Gruppen, ebenso zu verfahren. Der Versuch wurde jedoch – Gott sei Dank – rundweg abgelehnt. Das Wort „Allah“ ist in Indonesien bis zum heutigen Tag eher eine Brücke als eine Trennlinie zwischen

jenen beiden missionarischen Religionsgemeinschaften geworden. Für Religionen und Glaubensrichtungen außerhalb der abrahamitischen Tradition wird dagegen häufiger ein anderer Begriff gebraucht: „Herr“.

Wie bereits eingangs erwähnt, kann nicht jede*r den Ausdruck „die Liebe Christi“ verwenden. Dafür muss man natürlich zuerst Christ*in sein, das heißt anerkennen, „dass Gott diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt, zum Herrn und Christus gemacht hat“ (Apg 2,36).

Wenn Menschen den Ausdruck „Liebe Christi“ verwenden, dann ist das eine Art Glaubensverkündigung, eine Identitätserklärung, sowohl persönlich als auch als Teil einer Glaubensgemeinschaft. Daher wird die Liebe Christi geradezu zum trennenden Faktor! In dem Moment, wo ich diesen Ausdruck verwende, bekräftige ich meine Identität als Christ*in, die sich von anderen Gemeinschaften unterscheidet. Die Liebe Christi trennt also statt zu einen!

Muss die Liebe Christi zur Grenzmarke werden, die mich, der an ihn glaubt, von denen da draußen trennt? Wie verstünden wir dann den von Paulus so herrlich formulierten Kolosserhymnus, dass Gott durch Christus „alles mit sich versöhnte, es sei auf Erden oder im Himmel, indem er Frieden machte durch sein Blut am Kreuz“ (Kol 1,20)?

Für mich als Christ, der sich aktiv um den Aufbau von Versöhnung und interreligiösem Dialog bemüht, führt dieses Thema zu einer existenziellen Auseinandersetzung. Was ist meine theologische Grundlage als jemand, der an die Liebe Christi glaubt, die mich gerade dazu motiviert, mich um den

Aufbau von Brücken des interreligiösen Dialogs zu bemühen? Kann ich, ausgehend von meinem Glauben an die Liebe Christi, den Weg des Dialogs tatsächlich leben? Oder muss ich diese Identität verbergen, wenn ich den Dialograum betrete – zum Beispiel, indem ich den eher vereinenden Ausdruck „Liebe Gottes“ verwende?

Meiner Meinung nach verfolgt das bis heute bestehende Projekt einer theologia religionum schon lange dieses existenzielle Ringen. Zumindest gehen, wie in Indonesien zu

„SARA“ (suku [Ethnizität], ras [Rasse], agama [Religion] und antar-golongan [Klassenunterschiede]) als die Harmonie gefährdenden Faktoren betrachtet und daher tabuisiert. Stattdessen wurde von Beginn des Suharto-Regimes der „Neuen Ordnung“ eine formelle Organisation für Harmonie geschaffen (genannt Musyawarah Antar-Umat Beragama, Interreligiöse Beratung). Dort kommen öfter wichtige Persönlichkeiten der Religionsgemeinschaften zusammen, diskutieren, treffen Vereinbarungen und werden durch die Massenmedien als eine Form „interreligiöser Harmonie“ inszeniert.

Erst seit einiger Zeit gibt es Bemühungen für einen echten interreligiösen Dialog. Im indonesischen Kontext wurden diese Anfänge echter dialogischer Begegnungen zu einer grundlegenden Kritik und gleichzeitig zur interessanten Alternative der staatlichen Dialogplattformen. Eine der Hauptfiguren und derjenige, der jene Initiative zuerst ergriff, war Professor Dr. Mukti Ali, ehemaliger Religionsminister, der unter anderem die Erprobung von live-ins als Dialogmodell bekannt machte. Anstatt nach einer common platform zu suchen, treffen sich bei diesem Modell Aktivist*innen mit unterschiedlichem religiösen Hintergrund und leben zusammen, um gemeinsam soziale Projekte umzusetzen.

Ein bedeutenderer Durchbruch in den dialogischen Bemühungen erfolgte Ende der 1990er Jahre, als Y.B Mangunwijaya (ein katholischer Priester), Abdurrahman Wahid (Führungspersönlichkeit der NU), Eka Darmaputera (evangelischer Pfarrer), Mutter Gedong Bagus Oka (eine hinduistische Persönlichkeit), Th. Sumartana (evangelischer Theologe) und Djohan Effendi (muslimischer Denker) die Nichtregierungsorganisation DIAN/Interfidei in Yogyakarta gründeten. Das bis heute andauernde DIAN/Interfidei-Experiment ist bemerkenswert, weil es nicht nur eine Fortsetzung der anfänglichen Bemühungen von Mukti Ali ist, sondern gleichzeitig die dialogische Begegnung mit dem Einsatz für eine pro-demokratische Zivilgesellschaft verknüpft.

Die inspirierende Geschichte aus den Experimenten von DIAN/Interfidei hat mich gelehrt, dass Bemühungen um Versöhnung und Dialog gerade von den jeweils partikularen Identitäten ausgehen können, ohne obsessiv nach einer common platform suchen zu müssen. Oder, wenn man es anders formulieren will, der interreligiöse Dialog geht gerade von alltäglichen Begegnungen und Dialogen sowie von Arbeitsdialogen aus, statt vom Expert*innen-Dialog und auf „Mystiker*innen-Ebene“. Genau in den Begegnungen des Alltags lernen die Menschen, mit Unterschieden vertraut

Muslime Protestanten Hindus Katholiken Buddhisten

beobachten ist, die Bemühungen um den Aufbau des Dialogs oft von einer gemeinsamen Basis aus oder versuchen, sie zu finden, sei es die Pancasila, die „Harmonie zwischen Religionsgemeinschaften“ oder – bis heute populär – eine common platform. Dort scheint die jeweilige Identität für einen Moment „versteckt“ zu sein: die Menschen sind damit beschäftigt, eine common platform zu suchen und zu finden. Später findet dann jeweils auf der common platform die besondere Identität jeder Gruppe ihren Platz.

In Indonesien gibt es formelle Dialoge, die vom Staat gefördert und initiiert wurden. Ich bezeichne solche Bemühungen des Staates als „Harmonisierungspolitik“, bei der der Staat, anstatt den größtmöglichen Raum für dialogische Begegnungen zu öffnen, welche zu interreligiöser Harmonie führen könnten, mit verschiedenen Instrumenten versucht, gesellschaftliche Gruppen zu „harmonisieren“, und gleichzeitig die derart geschaffene Harmonie zu sichern. So werden zum Beispiel die Unterscheidungselemente von

„menein“

zu werden, die jeweiligen Traditionen zu schätzen und kleine Vereinbarungen zu treffen, um das Gespräch fortzusetzen sowie das Leben und die gemeinsamen Interessen zu organisieren. Hierbei kann die Liebe Christi eine treibende Kraft für Versöhnungs- und Einheitsbemühungen sein, anstatt ein trennender Faktor.

Sowohl eine Erklärung als auch eine Vision der „Liebe Christi“ bietet für mich eine Passage aus dem Johannesevangelium (Joh 15,1-17): Die Einladung, in Christus und seiner Liebe zu bleiben. Fast die gesamte Passage durchzieht der Wiederhall dieser Einladung.

Das griechische Wort menein, das normalerweise mit „bleiben“, „wohnen“ oder dergleichen übersetzt wird, spielt in all seinen Variationen für Johannes eine wichtige Rolle. Er verwendet dieses Wort 68 Mal, sowohl im Evangelium als auch in den Briefen (zum Vergleich: Im gesamten neutestamentlichen Schrifttum kommt das Wort 118 mal vor). Das gesamte vierte Evangelium kann als persönliche Einladung gelesen werden, tiefer einzutauchen, ja vielmehr zu versinken in das „Geheimnis Christi“ und in ihm zu leben.

In der Passage, in der Jesus seine Jünger über den „Weinstock“ belehrt und darüber, wie sie Frucht bringen werden, wenn sie an ihm bleiben, finden wir den Hauptsinn der Einladung Jesu: In seiner Liebe zu bleiben bedeutet, sein neues Gebot zu befolgen, einander zu lieben. „Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde“ (Joh 15,13). Nur wenn wir bereit sind, dieses Gebot zu befolgen, werden wir nicht mehr „Diener*innen“, sondern „Freunde“ genannt, werden wir in Ihm bleiben und ein „Haus der Liebe“ in Seiner Liebe bauen.

Dieses Haus der Liebe ist aus meiner Sicht das, was heute dringend benötigt wird – von uns, von der Kirche, der Gesellschaft und sogar von der Welt, die gerade eine fundamentale Veränderung erfährt als Folge der Corona-Pandemie. Denn im Haus der Liebe leben und kämpfen wir für die Kultur des Lebens als Widerstand gegen die von allen Seiten drohende Kultur des Todes. Im Haus der Liebe wird auch um die Hoffnung gekämpft, eine „Hoffnung gegen alle Hoffnungen“, um eine Formulierung von Paulus zu gebrauchen. In ihm wird auch darum gekämpft, der Verzweiflung wegen der nie endenden Pandemie zu begegnen.

Dieses Haus der Liebe und der Hoffnung habe ich kennen gelernt, als ich das Ringen der ökumenischen Bewegung in Indonesien hautnah verfolgen konnte. In der Vergangenheit war die ökumenische Bewegung darauf ausgerichtet, so etwas wie eine einzige super church aufzubauen, in der alle partikularen Identitäten der Kirchen zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen werden sollten. Das ist das Bild der „Einen christlichen Kirche“ (Gereja Kristen Yang Esa, GKYE), das lange Zeit das ökumenische Denken in Indonesien geprägt hat. Die langjährige Erfahrung lehrt jedoch, dass diese Zielvorstellung unrealistisch ist, ja, dass sie die einzigartigen Traditionen und die Geschichte jeder Kirche auslöschen würde. Daher ist seit der 10. Vollversammlung des Indonesischen Kirchenrates in Ambon (1984) ein neues Paradigma der ökumenischen Bewegung entstanden. Die Menschen kämpfen nicht mehr obsessiv für die Einheitlichkeit (kesatuan) von GKYE, sondern versuchen gemeinsam, die Zeichen der Einheit (keesaan) in der Erfahrung des Kircheseins in Indonesien sichtbar zu machen. Zeichen dafür war

Trisno Subiako Sutanto (geb. 1962) war 1995 Mitgründer und dann Koordinator von MADIA, einer Gesellschaft für interreligiösen Dialog in Jakarta, Forschungskoordinator beim Indonesischen Kirchenbund (PGI) und Redakteur der elektronischen Zeitung www.satuharapan.com. Er publiziert regelmäßig in renommierten indonesischen Zeitungen und Zeitschriften zu interreligiösen und religionspolitischen Themen.



unter anderem eine Namensänderung: vom Rat der Kirchen in Indonesien (Dewan Gereja-gereja di Indonesia, DGI) zum Bund der Kirchen in Indonesien (Persekutuan Gereja-gereja di Indonesia, PGI) sowie die Annahme von Hauptaufgaben der gemeinsamen Berufung (Pokok-pokok Tugas Panggilan Bersama) als Zeichen von Ökumene in Aktion. So wird die Einzigartigkeit der besonderen Identität der Kirchen – sei es ihr historischer Hintergrund, ihre Tradition oder die Formulierung ihres Bekenntnisses – akzeptiert und gewürdigt, und gleichzeitig bleibt im Bewusstsein, dass es Hauptaufgaben einer gemeinsamen Berufung gibt, Zeichen der Einheit der Kirche zunehmend als Zeugnisse für die Welt sichtbar werden zu lassen.

Im Horizont dieser ökumenischen Vision gibt es ein interessantes Phänomen: Die Präsenz und Rolle von Andersgläubigen wird zunehmend als wichtig erachtet, sie wird zu einem integralen Bestandteil der ökumenischen Bewegung. Jetzt, da in Indonesien Kirchen einen Prozess der politischen Ausgrenzung erleben, wo Gottesdienstgemeinden von Menschenmengen gestört, Kirchengebäude gewaltsam geschlossen oder sogar in vielen Fällen niedergebrannt werden, gerade jetzt tritt ein Teil muslimischer Freunde, die in der interreligiösen Bewegung aktiv sind, hervor, um Kirchen, die Unheil erleben, zu verteidigen. Sie werden wirklich zum „Haus der Liebe“, von dem Johannes spricht: bereit, von anderen muslimischen Gruppen verspottet und angefeindet zu werden, und sogar bereit, zu Märtyrer*innen zu werden.

In solchen Ereignissen finde ich Anzeichen dafür, dass die Liebe Christi tatsächlich ein versöhnender Faktor wird, der verschiedene Gruppen vereinen kann, anstatt ein trennender Faktor zu sein. Und ich selbst muss, wie Paulus sagt, immer mehr lernen, „welches die Breite und die Länge und die Höhe und die Tiefe“ der Liebe Christi ist (Eph 3,18b).

„Dieses Haus der Liebe ist aus meiner Sicht das, was heute dringend benötigt wird – von uns, von der Kirche, der Gesellschaft und sogar von der Welt, die gerade eine fundamentale Veränderung erfährt als Folge der Corona-Pandemie.“

Raus aus dem Versteck hinein in die Liebe Christi

Das Interview führten

Tanja Stünkel und **Corinna Waltz**

(Übersetzung Brigitta Kainz)

In vielen Regionen der christlichen Welt verheimlichen Menschen ihre sexuelle Orientierung, sofern sie nicht der heterosexuellen Norm entspricht. Denn sie müssen Repressalien und Ausgrenzungen in ihren Gemeinden, Kirchen und manchmal sogar Heimatländern fürchten. Doch dies soll nicht länger so bleiben. Christ*innen der sexuellen Vielfalt beanspruchen offen ihre Identität im Volk Gottes. Einer von ihnen ist Theologieprofessor Enrique Vega-Dávila. Im Gespräch mit der EMW berichtet er davon.

„Menschen der sexuellen Vielfalt glauben, dass die Liebe Christi uns bewegt hat und immer noch bewegt, aus diesen entfremdenden Strukturen auszubrechen, um unsere Identität innerhalb des Volkes Gottes wiederzuerlangen.“

Seit einiger Zeit werden die Stimmen der Menschen sexueller Vielfalt immer lauter, die die Liebe Christi ohne Vorbehalte für sich beanspruchen und die Integration auch in bestehende Glaubensgemeinschaften und die traditionellen Kirchen fordern. Dabei kann von außen der Eindruck entstehen, dies sei ein vergleichbar neues Thema. Wie stellt sich die Situation aus Ihrer Sicht dar?

Schon immer hat es Menschen wie uns in sexueller Vielfalt in verschiedenen christlichen Gemeinschaften gegeben. Doch wir waren gezwungen, ein Doppelleben zu führen und einen Teil unserer Identität zu verbergen. Weil wir sind, wie wir sind. Nur wenige Konfessionen haben uns ihre Türen geöffnet, ohne unsere Identität zu verletzen. Für uns war das Evangelium nicht immer eine gute Nachricht, denn es gab oft nur die Alternative: Entweder wir leben unsere affektiv-sexuelle Orientierung aus oder wir finden Raum in der Gemeinschaft. Ein Coming-Out bedeutete oft Ausgrenzung, und sozialer und religiöser Druck hielt uns lange davon zurück.

Nicht überall auf der Welt erleben Menschen sexueller Vielfalt die gleiche Intensität an Ausgrenzung und Druck. Auf welche Region beziehen Sie sich?

Ich lebe in Peru und eine Ausgrenzung wird in ausgeprägter Form mehrheitlich in den größten Kirchen Lateinamerikas vollzogen. Natürlich können wir Teil der Glaubensgemeinschaften sein, aber wir können dort (aus unserem Glauben heraus) nicht offen unsere Sexualität leben.

Wie zeigt sich das?

Dies zeigt sich in erster Linie darin, dass man nicht die dieselben Bürgerrechte wie heterosexuelle Personen hat.

In Ländern wie Peru, Paraguay oder Venezuela gibt es nach wie vor keine klaren Gesetze für Menschen der sexuellen Vielfalt.

Und wie äußert sich das im persönlichen Erleben im kirchlichen Umfeld?

Viele von uns mit verschiedener sexueller Prägung sind in Räumen des Glaubens aufgewachsen, in denen uns die Geschichten von Sodom und Gomorra (1. Mose 19) oder vom „Mann, der mit einem Mann liegt“ (3. Mose 18,26) vorgehalten wurden. Die Texte wurden auch für die Ablehnung von säkularen Initiativen genutzt, die entweder die Ehe für Alle oder den Stolz auf die Vielfalt forderten. Der religiöse Diskurs lautete „Gott schuf Mann und Frau“, „Gott vergibt Sünden, aber keinen Skandal“. Geheimhaltung war immer die implizit angebotene Möglichkeit, Sexualität zu leben, die nicht zur heterosexuellen Form passt.

Wenn Sie sagen Geheimhaltung war ein implizites Angebot nicht heterosexuelle Formen der Sexualität zu leben, wie müssen wir uns das vorstellen?

Die religiöse Welt schuf ein „heiliges Versteck“, das Sicherheit, Komfort oder sozialen und kirchlichen Aufstieg garantierte. Als katholischer Theologe hatte ich oft Angst, dass ich durch die Entdeckung meiner Sexualität ausgeschlossen würde. Die Leute schätzten mich für die Vorträge, die ich gehalten habe, aber ich konnte mich nie mit dieser Besonderheit präsentieren, die Teil meines Lebens ist. Liebe und auch erlebte Ernüchterung mussten im Verborgenen oder mit einer kleinen Gruppe gelebt werden. Dies gilt nicht nur für Katholik*innen, sondern auch für diejenigen, die in evangelischen Familien aufgewachsen sind und von klein auf

hörten, dass gleichgeschlechtliche Zuneigung zu verurteilen sei. Kontrolle und Schuld sind zwei Machtmechanismen, die eingesetzt wurden, um Institutionen aufrechtzuerhalten. Viele Leben wurden geopfert, um jene Konstrukte aufrechtzuerhalten, die sich nicht nur direkt auf den Körper beziehen, sondern auch auf die Schaffung von Kultur.

Sie beschreiben ein „heiliges Versteck“, das die religiöse Welt geschaffen habe. Wer versteckt sich darin oder wird darin unsichtbar gemacht?

Sich im „Schrank“ zu befinden ist ein Ausdruck der bedeutet, heimlich seine sexuelle Orientierung oder Geschlechteridentität zu leben. Wenn ich vom „heiligen Schrank“ bzw. Versteck spreche, versuche ich zu beschreiben, wie eine bestimmte religiöse Welt unsere Beiträge in den Religionsgemeinschaften bewertet. Man will, dass wir nicht unsere sexuelle Orientierung oder Geschlechteridentität nach außen hin sichtbar machen.

Was ist der Auslöser, dass sich Menschen der sexuellen Vielfalt durch diese Umstände nicht länger begrenzen oder unter Druck setzen lassen wollen?

Menschen der sexuellen Vielfalt glauben, dass die Liebe Christi uns bewegt hat und immer noch bewegt, aus diesen entfremdenden Strukturen auszubrechen, um unsere Identität innerhalb des Volkes Gottes wiederzuerlangen. Es gibt keine Versöhnung oder Einheit, wenn wir uns inmitten einer Vielfalt, die vom Ostergeheimnis durchdrungen ist, nicht anerkennen.

Dieses Wiedererlangen ist aber ein Prozess, der die betroffenen Menschen ganz persönlich betrifft. Welchen Herausforderungen mussten und müssen nicht heterosexuelle Christ*innen sich dabei stellen?

Für viele, die für die sexuelle Vielfalt kämpfen, bedeutete es, die sexuelle Erfahrung mit dem Glauben in Einklang zu bringen, und dies hieß, ein Selbstwertgefühl zu entwickeln, das seit vielen Jahren angeschlagen war. Man sagte uns, dass wir in den Gemeinden geliebt und akzeptiert würden, aber gleichzeitig wurde unsere Form der Zuneigung abgelehnt. Man betrachtete uns mit Abscheu, gab uns das Gefühl, im Dreck zu leben. Sich anders zu fühlen und das ausdrücken zu wollen, bedeutete Schuldgefühle, Angst und Ablehnung und nicht notwendigerweise Angst vor Gott und vor den Menschen, die behaupten, seine Anhänger zu sein. Ablehnung und Beleidigung erlebten wir auch im außerkirchlichen Raum. Dies hat

jedoch zu keinem Zeitpunkt vermocht, unsere göttliche Abstammung zu zerstören. Wir bekennen uns in Gemeinschaft zum christlichen Glauben, ohne unsere Sexualität zu verleugnen.

„Die religiöse Welt schuf ein ‚heiliges Versteck‘, das Sicherheit, Komfort oder sozialen und kirchlichen Aufstieg sicherte.“

„Diversität“

Wie ist es Ihnen gelungen, ein Selbstwertgefühl zu entwickeln, um sexuelle Vielfalt mit dem Glauben zu vereinbaren? Wie begegnen Sie Menschen, die Ihnen dies absprechen?

Dieser Prozess war einer der kompliziertesten. Denn es ist nicht so leicht zu erkennen, dass diejenigen Institutionen, die uns Liebe predigten, an uns Unrecht verüben. Ich persönlich habe es nach einer Therapie geschafft, die Dinge für mich klarer zu sehen. Ich lade Personen sexueller Vielfalt zu diesem Prozess ein, uns ernsthaft danach zu fragen, inwiefern die Religion uns schadet. Den Leuten, die Menschen sexueller Vielfalt nicht akzeptieren, begegne ich mit Selbstverständlichkeit, ohne meine sexuelle Orientierung zu verheimlichen. Ich verteidige mein Recht, meinen Glauben als derjenige zu leben, der ich bin.

Ist Ihnen in der Kirche nur Ablehnung begegnet oder gibt es auch andere Erfahrungen? Offene und inklusive Gemeinden?

Ich glaube, während ich im „heiligen Schrank“ saß, habe ich keine ausdrückliche Ablehnung gespürt. Aber ich habe immer unter den Vorgaben der Heterosexualität gelitten, die mir befahlen, weniger weiblich zu sein, weniger zart und mit rauer Stimme zu sprechen. Innerhalb der katholischen Kirche habe ich Nähe erlebt, insbesondere von Frauen. Meistens hat sich dies durch Gesten der Akzeptanz ausgedrückt, aber nicht durch eine offene Bejahung der sexuellen Vielfalt. Leider hat der Mangel an alternativen Diskursen innerhalb der Kirche zu der Vorstellung geführt, dass die Kirche homo-lesbo-bi-trans-phobisch sei, während es in Wirklichkeit in vielen Denominationen andere Haltungen und Öffnungen gibt. Etwa die Inklusiv Christlich-Ökumenische Gemeinschaft El Camino (der Weg) ist ein nicht-katholischer Freiraum für diverse Menschen. Hier blieb ich sieben Jahre. Zurzeit unterstütze ich die Gründung der Lutherischen Gemeinschaft Santísimo Redentor (Heiliger Erlöser) in Mexiko-Stadt und in der Lutherischen Gemeinde von Peru. Es handelt sich um Freiräume, die durch den Feminismus bereichert werden und offen sind für die Vielfalt.

Warum ist das Anerkennen von sexueller Vielfalt, Ihrer Ansicht nach, für viele Menschen und Gemeinden so schwierig?

An die sexuelle Vielfalt zu glauben, ist nicht einfach, da es für viele Menschen im Widerspruch zum Glauben steht.

Oft wird die Bibel herangezogen, um Homosexualität und andere sexuelle Orientierungen abzulehnen. Wie legen Sie die Heilige Schrift aus?

Es ist interessant zu sehen, wie ein für bestimmte christliche Kreise so zentrales Thema wie Homosexualität auf so wenige Schriftstellen reduziert wird. Viele christliche Gruppen gehen sehr willkürlich mit der Schrift um, wenn sie sich auf Sexualität beziehen. Die Existenz der entsprechenden Stellen ist nicht zu leugnen. Wir müssen sie vielmehr kennen, studieren und in ihrem Kontext verstehen. Dabei lernen wir nicht nur vom Studium der Lebenssituation derjenigen, die die

Passagen verfasst haben, sondern auch von dekolonialen Lesarten, von einer Hermeneutik des Verdachts, die christlich-feministische Frauen oder die Gemeinschaften afrikanischer Abstammung nutzen. Mit ihnen lesen wir die Heilige Schrift von der Kehrseite der heterosexuellen Geschichte, die uns unsichtbar gemacht hat. Unser Ansatz ist von der Überzeugung getragen, dass wir zum Volk Gottes gehören aber davon ausgeschlossen werden.

Wie können wir uns das konkret vorstellen? Welche Herausforderungen gibt es?

Durch meine Ausbildung zum Theologen habe ich von historisch-kritischen Strömungen gelernt, die Heilige Schrift zu interpretieren. Wir haben selber die sogenannten „toxischen“ Texte der Bibel, jene Passagen, die Homosexualität verurteilen, interpretiert. Dies hat uns dazu veranlasst, von den originalen Sprachen ausgehend, die Bedeutung der Worte in ihrem eigenen Kontext zu hinterfragen und auf welche Realitäten sie sich bezogen haben. Darüber hinaus haben wir gelernt, die angewandten Übersetzungen dahingehend zu hinterfragen, inwiefern sie sich an der Mentalität und den Vorurteilen (der Übersetzer) orientieren und nicht notwendigerweise am Geist des Textes.

Die Herausforderung, die wir als Gemeinschaften der sexuellen Vielfalt erkennen, ist nicht, Homosexualität biblisch zu rechtfertigen (dieses Wort gibt es in der Bibel zunächst einmal nicht). Unser Bestreben ist es, uns für eine viel breitere Dimension der Sexualität und Liebe zu öffnen, die auf vielfältige Weise zum Ausdruck kommt. Unsere Lektüre führt uns nicht nur zur Verteidigung unserer Menschenrechte, die von einer cis-heteropatriarchalen Gesellschaft abgelehnt werden, sondern auch zu unserer göttlichen Abstammung, in Solidarität mit anderen Gruppen, die zu Opfern gemacht werden. Mir ist wichtig, den Menschen der sexuellen Vielfalt die Frohe Botschaft der Heiligen Schrift zu vermitteln.

Gibt es noch weitere Gründe warum Menschen die Anerkennung von sexueller Vielfalt ablehnen? Und wie könnte man diesem Problem begegnen?

Die Ablehnung der sexuellen Vielfalt der Menschen beruht nicht nur auf einer wörtlichen Auslegung der Schrift, sondern vor allem auf einem anthropologischen Reduktionismus, der die gesamte Menschheit nur von den Genitalien



Enrique Vega-Dávila ist Theologieprofessor mit dem Schwerpunkt Dogmatische Theologie an der Päpstlichen und Zivilen Theologischen Fakultät von Lima. Zurzeit promoviert er an der Iberoamerikanischen Universität von Mexiko über kritische Genderstudien. Er war Professor für Theologie an verschiedenen Universitäten in Peru und ist Mitglied der Ökumenischen Vereinigung von Theologen und Theologinnen der Dritten Welt sowie der Studiengruppe zu Religion und Politik. Außerdem ist er Pfarrer der Christlichen Ökumenischen und Inklusiven Gemeinde El Camino (Der Weg) in Lima/Peru. Seine akademisch-pastoralen Interessenschwerpunkte liegen auf Theologie, Jugend und sexueller Vielfalt aus Perspektive der Genderstudien.

her und daher als Subjekt der Fortpflanzung versteht. Das Geheimnis der Inkarnation hilft uns, in eine Beziehungsdynamik einzutreten, in der das Menschliche dem Göttlichen nicht widerspricht; im Gegenteil, die Menschheit wird der Weg zum Göttlichen sein; die göttliche Kenosis bedeutet für uns, dass alles Menschliche geweiht ist, auch unsere vielfältige Sexualität. Indem wir den Menschen nur auf den Zeugungsakt und die binäre sexuelle Erfahrung reduzieren, verzichten wir auf die Wertschätzung der Liebe aus anderen Perspektiven.

Sie beklagen einen anthropologischen Reduktionismus. Wie würden Sie Ihr Menschenbild beschreiben?

Es erscheint mir wichtig, auf der Kohärenz einer ganzheitlichen Anthropologie zu bestehen, die die Sexualität nicht an den Rand der Reflexion drückt. Ich denke, dass die christliche Botschaft nur allgemein über Sexualität spricht, aber noch nicht in der Lage ist, diese zu feiern. Unsere Liturgien leben weder von Sexualität noch von Lust. Ich glaube, dass sich dieser Reduktionismus auf allen Ebenen fortsetzt. In diesem Sinne halte ich es für grundlegend, die Menschheit als vielfältig anzuerkennen und dies zu begrüßen.

Wie zeigt sich für Sie Christi Liebe? Und zu was bewegt sie die Welt bzw. sollte sie Ihrer Meinung nach die Welt bewegen?

Die Liebe Christi ist eine persönliche Liebe. Die Menschen machen die Erfahrung eines Gegenübers, mit dem man in den Dialog tritt und sich auseinandersetzt. Aus dieser Perspektive heraus zeigt sich die Liebe Christi in der Erfahrung, dass die vielfältigen Identitäten von ihm als wertvoll angenommen und geliebt werden.

Die Liebe Christi sollte uns erkennen lassen, wie immer das Leben entsteht, es das letzte Wort hat. In diesem Sinne ist es eine Forderung, den Schaden zu beheben, den die Glaubensgemeinschaften im Namen Gottes gegenüber den verletzlichen Bevölkerungsgruppen verübt haben.

Was müsste passieren damit, sich in der Kirche etwas verändert? Auf welche Veränderung hoffen Sie?

Ich denke, zu allererst müssten die Kirchen anerkennen, dass sie sich in Bezug auf unsere Leben getäuscht haben. Dass ihre expliziten und impliziten Lehren viele Lebensentwürfe zerstört haben. Daraufhin müssten die Kirchen um

„An die sexuelle Vielfalt zu glauben, ist nicht einfach, da es für viele Menschen im Widerspruch zum Glauben steht.“

Verzeihung bitten, für all die verbotenen Küsse, für die Liebe, die wir verheimlichen mussten. Ich weiß, dass das eine Illusion ist, aber ich fühle, dass es eine historische Schuld gegenüber den Personen der Geschlechter-Vielfalt gibt.

Auch die Überprüfung unseres Verständnisses von Göttlichkeit und Menschlichkeit eröffnet neue Horizonte für versöhnende Glaubenspraktiken – und lässt uns aus allen Verstecken heraustreten, ohne Gott in ihnen zu lassen. Deshalb ist es gut, von einer „Lehrkirche“, die lehren und verkünden will, zu einer „Jünger*innen-Kirche“ überzugehen, die ihre Ohren an den Lippen des Meisters hat, der in allen Wesen schreit, die nach Gerechtigkeit schreien.

Warum bietet der Wandel hin zu einer Kirche der Jünger*innen für Sie so große Chancen?

Weil sie den zuhörenden Charakter, den das Evangelium propagiert, anerkennt. Die Kirche als Lehrende zu betrachten hat ihr eine Rolle zugewiesen, die sie vergessen gemacht hat, dem Meister zuzuhören; umso mehr, als er auch in den Menschen präsent ist, die sich nicht im religiösen Umfeld aufhalten. Kirche muss mehr Schülerin sein, das bedeutet, auch von den sozialen Bewegungen zu lernen, von ihren Kämpfen und Erfahrungen und ihren Methoden, Kontakte zu knüpfen.

Von **Romi Marcía Bencke**
(Übersetzung: Matt Barlow)

Dialog als Weg zu Einheit und Versöhnung

Brasilien ist mit 213 Millionen Einwohner*innen ein Land unterschiedlicher Ethnien, Kulturen und religiöser Traditionen, ein Land mit einer reichen sozio-biologischen Vielfalt. Obwohl die offizielle Sprache Portugiesisch ist, haben 164 indigene Sprachen die Kolonialherrschaft überlebt, sowie Dialekte von Einwanderer*innen aus Europa und Afrika – und mit ihnen eine Vielzahl von nicht christlichen Religionen und spirituellen Praktiken, die für ihre Anhänger*innen im höchsten Maße identitätsstiftend sind.

Romi Marcía Bencke, lutherische Pastorin und Generalsekretärin des Nationalen Brasilianischen Kirchenrates, schildert welchen Herausforderungen sich die christlichen Kirchen in diesem besonderen Umfeld in Bezug auf eine gelingende Ökumene stellen müssen.

Das Wort, so die christliche Tradition, wird Fleisch und verbindet die menschliche Erfahrung mit dem Heiligen. All die verschiedenen indigenen Sprachen Brasiliens drücken unzählige Kosmologien aus. Sie sind unerlässlich für die Ausübung von Riten, für die Weitergabe der von den Ahnen ererbten Kulturen und für die Suche nach Rat und Führung durch die vielfältigen heiligen Wesen, die unser Land von Norden bis Süden bevölkern.

Lange Zeit war Brasilien als das größte christliche Land der Welt bekannt. Anfangs war es ein römisch-katholisches Land und während der Kolonialzeit war die römisch-katholische Kirche die offizielle Religion des Landes. Erst mit der Ausrufung der Republik, 1889, nahm Brasilien das Prinzip der Trennung von Kirche und Staat in seine Verfassung auf und erkannte andere christliche Konfessionen an. Es ist wichtig festzuhalten, dass das Prinzip der Säkularität des Staates nur gegenüber den verschiedenen christlichen Konfessionen galt, die auf dem Staatsgebiet vertreten waren. Andere Religionen, Kardec's Spiritismus, afro-brasilianische und indigene religiöse Ausdrucksformen wurden mit Okkultismus und Hexerei in Verbindung gebracht und deshalb kriminalisiert. Trotz dieser Verfolgungen überlebte die Vielfalt der Geister, der Orixás, Caboclos und anderer Wesenheiten in den Vorstädten, an den Küsten und in den Wäldern. Für verschiedene Religionen in Brasilien offenbart sich das Heilige in den Flüssen, der Erde, der Luft und den Bäumen.

Ab den 1980er Jahren begann ein Prozess der Transformation der brasilianischen Religiosität. Brasilien entwickelte sich zunehmend zu einem evangelisch-evangelikalen Land. Die Daten des brasilianischen Instituts

für Geographie und Statistik, das für die Durchführung der Volkszählung verantwortlich ist, haben diese Veränderung über die Jahre hinweg aufgezeigt. Seine Prognose besagt, dass bis zum Jahr 2023 die Zahl der Menschen, die sich als evangelisch bezeichnen, größer sein wird als die Zahl der Menschen, die sich als römisch-katholisch bezeichnen.

Abgesehen von den Zahlen sollte nicht vergessen werden, dass das Christentum das Selbstverständnis der Nation prägt, weil das Land mehrheitlich römisch-katholisch und evangelisch ist. Diese Prägung hat die brasilianische ökumenische Bewegung dazu gebracht, über viele Jahre der Einheit in der Vielfalt und der Versöhnung zwischen den verschiedenen christlichen Konfessionen

Priorität einzuräumen. Allenfalls ist ihr im Kampf um demokratische Offenheit eine gewisse Annäherung an die jüdische Tradition gelungen.

Es ist heute nicht mehr möglich, an die Liebe Christi zu denken, die die Welt zur Einheit und Versöhnung bewegt, ohne die religiöse und kulturelle Vielfalt zu berücksichtigen, die uns prägt. Richtet sich die Liebe Christi nur an Christ*innen? Oder liegt die Liebe Christi jenseits unseres Verständnisses und ist eine Gnade, die sich in der gesamten Schöpfung manifestiert und für alle Lebewesen auf dem Planeten das Recht auf Existenz einfordert?

„Wenn wir betonen, dass der mögliche Dialog ausschließlich zwischen Christ*innen stattfindet, tragen wir dazu bei, dass Vielfalt zu einem Grund für soziale Fragmentierung, Vorurteile und Diskriminierung wird. Die Aussicht auf einen Dialog, der ausschließt, trägt nicht zur Einigkeit und sozialen Versöhnung bei.“

Doch wir leben eine Dichotomie in unserem Land. Es fällt uns schwer, mit dem Bild eines hegemonialen christlichen Landes zu brechen. Unsere hegemoniale religiöse Auffassung trägt dazu bei, dass eine Vielzahl von Erfahrungen des Heiligen an den Rand gedrängt und unsichtbar gemacht wird. Wenn wir betonen, dass der mögliche Dialog ausschließlich zwischen Christ*innen stattfindet, tragen wir dazu bei, dass Vielfalt zu einem Grund für soziale Fragmentierung, Vorurteile und Diskriminierung wird. Die Aussicht auf einen Dialog, der ausschließt, trägt nicht zur Einigkeit und sozialen Versöhnung bei.

„Die religiöse Vielfalt Brasiliens fordert uns als Kirchen heraus, unsere Theologien und diakonischen Praktiken selbstkritisch zu hinterfragen, die in der Vergangenheit Rassismus und Gewalt gegen indigene Bevölkerungsgruppen legitimiert haben.“

Trotz der Ungewissheit über die Anzahl der indigenen Völker, die um 1500 in Brasilien lebten, schwankte ihre Zahl zwischen drei und acht Millionen Menschen, aufgeteilt auf viele Völker, mit unterschiedlichen religiösen Traditionen und Sprachen. Das kolonialistische Projekt dezimierte die Anzahl dieser Menschen dramatisch. Es gibt keine verlässlichen Daten, um den Völkermord an den Indigenen während der Kolonialzeit zu quantifizieren. Er setzte sich durch die Jahrhunderte hindurch fort, und im 21. Jahrhundert wird die Kolonialherrschaft durch die Herrschaft von Bergbauunternehmen, Großgrundbesitzer*innen und durch Waldrodungsprojekte ersetzt.

Die gleiche Praxis wurde mit den Afrikaner*innen, die zur Versklavung nach Brasilien gebracht wurden, wiederholt. Das erste, was mit den afrikanischen Menschen, die einen Fuß auf brasilianischen Boden setzten, gemacht wurde, war, sie zu taufen, damit sie überhaupt „zu Menschen werden“, denn weder Indigene noch Afrikaner*innen hatten Seelen. Nur die Taufe konnte sie „menschlich und zivilisiert“ machen. Lilia Moritz Schwarcz weist darauf hin, dass 40 Prozent, circa 3,8 Millionen der Menschen, die aus Afrika zur Arbeit in den landwirtschaftlichen Kolonien des portugiesischen Amerikas geholt wurden, zwangsweise nach Brasilien gebracht wurden. Heute bestehen 60 Prozent der brasilianischen Bevölkerung aus Menschen mit schwarzer oder brauner Hautfarbe. Damit kann nach ihrer Ansicht Brasilien bevölkerungsmäßig als das zweitgrößte Land mit afrikanischen Menschen nach Nigeria angesehen werden.

Angesichts dieser Vielfalt von Völkern, Kulturen und Weisen der Heiligkeit in Brasilien gibt es viele Herausforderungen für die ökumenische Praxis. Wir müssen außerdem die Mauern niederreißen, die manchmal unbewusst eine Hierarchie aufstellen, mit wem man reden darf und mit wem nicht.

Die religiöse Vielfalt Brasiliens fordert uns als Kirchen heraus, unsere Theologien und diakonischen Praktiken selbstkritisch zu hinterfragen, die in der Vergangenheit Rassismus und Gewalt gegen indigene Bevölkerungsgruppen legitimiert haben.

Im Nationalen Brasilianischen Kirchenrat bemühen wir uns um ein ökumenisches Zeugnis, das die Kirchen und ihre Gemeinschaften dazu ermutigt, mit diesen unzähligen Formen gelebter Spiritualität in unserem Land in Dialog zu treten und ihnen zu begegnen. Indem wir den Dialog als Weg zu Einheit und Versöhnung fördern, fördern wir auch das Hören auf die zum Schweigen gebrachten Stimmen. Wir können die Anderen nur erkennen, wenn wir ihre Geschichten hören und

Trotz der Ungewissheit über die Anzahl der indigenen Völker, die um 1500 in Brasilien lebten, schwankte ihre Zahl zwischen drei und acht Millionen Menschen, aufgeteilt auf viele Völker, mit unterschiedlichen

religiösen Traditionen und Sprachen. Das kolonialistische Projekt dezimierte die Anzahl dieser Menschen dramatisch. Es gibt keine verlässlichen Daten, um den Völkermord an den Indigenen während der Kolonialzeit zu quantifizieren. Er setzte sich durch die Jahrhunderte hindurch fort, und im 21. Jahrhundert wird die Kolonialherrschaft durch die Herrschaft von Bergbauunternehmen, Großgrundbesitzer*innen und durch Waldrodungsprojekte ersetzt.

Die gleiche Praxis wurde mit den Afrikaner*innen, die zur Versklavung nach Brasilien gebracht wurden, wiederholt. Das erste, was mit den afrikanischen Menschen, die einen Fuß auf brasilianischen Boden setzten, gemacht wurde, war, sie zu taufen, damit sie überhaupt „zu Menschen werden“, denn weder Indigene noch Afrikaner*innen hatten Seelen. Nur die Taufe konnte sie „menschlich und zivilisiert“ machen. Lilia Moritz Schwarcz weist darauf hin, dass 40 Prozent, circa 3,8 Millionen der Menschen, die aus Afrika zur Arbeit in den landwirtschaftlichen Kolonien des portugiesischen Amerikas geholt wurden, zwangsweise nach Brasilien gebracht wurden. Heute bestehen 60 Prozent der brasilianischen Bevölkerung aus Menschen mit schwarzer oder brauner Hautfarbe. Damit kann nach ihrer Ansicht Brasilien bevölkerungsmäßig als das zweitgrößte Land mit afrikanischen Menschen nach Nigeria angesehen werden.

Angesichts dieser Vielfalt von Völkern, Kulturen und Weisen der Heiligkeit in Brasilien gibt es viele Herausforderungen für die ökumenische Praxis. Wir müssen außerdem die Mauern niederreißen, die manchmal unbewusst eine Hierarchie aufstellen, mit wem man reden darf und mit wem nicht.

Die religiöse Vielfalt Brasiliens fordert uns als Kirchen heraus, unsere Theologien und diakonischen Praktiken selbstkritisch zu hinterfragen, die in der Vergangenheit Rassismus und Gewalt gegen indigene Bevölkerungsgruppen legitimiert haben.

Im Nationalen Brasilianischen Kirchenrat bemühen wir uns um ein ökumenisches Zeugnis, das die Kirchen und ihre Gemeinschaften dazu ermutigt, mit diesen unzähligen Formen gelebter Spiritualität in unserem Land in Dialog zu treten und ihnen zu begegnen. Indem wir den Dialog als Weg zu Einheit und Versöhnung fördern, fördern wir auch das Hören auf die zum Schweigen gebrachten Stimmen. Wir können die Anderen nur erkennen, wenn wir ihre Geschichten hören und

von ihrem Verständnis der Welt erfahren. Auch sie sind unsere Nächsten und es ist wichtig zu hören, was sie über uns denken. Das ist nicht immer eine leichte Übung, aber das ökumenische Engagement verlangt das. Deshalb erneuern wir die ökumenische Praxis, indem wir einer Methodik von Zuhören, Dialog, Transformation, Versöhnung und Einheit in der Vielfalt folgen.

Wir können zwei Erfahrungen mitteilen, die wir als Nationaler Brasilianischer Kirchenrat gemacht haben: Die erste war die Ökumenische Mission zur Unterstützung und Solidarität mit dem Volk der Guarani-Kaiowas in Mato Grosso do Sul. Sie sind ein indigenes Volk, das von den großen Sojafarmern heftig attackiert wird. Eines der Hauptmerkmale dieses Volkes ist ihre Spiritualität, die sich in Musik und Riten mit vielen kreisförmigen Tänzen ausdrückt. Durch die Zerstörung ihrer Casas de Reza (Häuser der Anbetung), einem heiligen Ort im Dorf, schwächen die Großgrundbesitzer*innen die indigenen Gemeinden. Die Zerstörung provoziert eine existenzielle Leere und das Gefühl, dass ihre spirituellen Wesen sie verlassen hatten. In der Ökumenischen Kampagne für Geschwisterlichkeit 2016 haben wir gemeinsam mit dem Ökumenischen Forum in Brasilien und mit Unterstützung des Ökumenischen Solidaritätsfonds den Wiederaufbau der zerstörten Casas de Reza unterstützt. Wir verstehen, dass es zur Überwindung des Rassismus notwendig ist, die verschiedenen Formen der Spiritualität willkommen zu heißen und ihr Überleben zu ermöglichen. Wenn das Heilige überlebt, überleben auch die Menschen.

Eine weitere Erfahrung machten wir mit einem Gesprächskreis mit dem Motto: „Dialog: Engagement der Liebe“. Wir luden Angehörige verschiedener Ausdrucksformen des Glaubens ein, zu teilen, wie ihre religiöse Tradition zu einer Welt der Gerechtigkeit und des Friedens beiträgt. Es war eine atemberaubende Erfahrung, denn es war eine der Auftaktveranstaltungen für die Ökumenische Kampagne für Geschwisterlichkeit 2021. Es war ein Moment der Bestätigung, dass Religionen zum Frieden beitragen können, solange sie sich selbst als Mitwirkende und als einen der möglichen Wege zu einer Gesellschaft des guten Lebens anerkennen, das ohne Gewalt, antirassistisch, die Menschenrechte respektierend und eine Einladung für die Vielfalt ist.

„Wir müssen außerdem die Mauern niederreißen, die manchmal unbewusst eine Hierarchie aufstellen, mit wem man reden darf und mit wem nicht.“

Romi Marcía Bencke ist lutherische Pastorin, Generalsekretärin des Nationalen Brasilianischen Kirchenrates und Vorstandsmitglied des Ökumenischen Forums in Brasilien, das die Zusammenarbeit zwischen den Mitgliedsorganisationen der ACT Alliance und internationalen ökumenischen Partnern organisiert und fördert.



Vielfalt

Von **Anthony J. Gittins**
(Übersetzung: Michael Biehl)

Einheit schließt Vielfalt nicht aus

Die Liebe Christi bewegt Christ*innen und ihre Kirchen seit allen Zeiten. Ein Ausdruck dieser Liebe ist und war die Mission. Doch nicht immer mit rein positiven Ergebnissen. Der emeritierte Theologieprofessor Anthony J. Gittins beleuchtet verschiedene Aspekte der Liebe Jesu, strukturell, aber auch ganz persönlich, und zeigt auf, wo, besonders für die römisch-katholische Kirche, die Herausforderungen in Hinblick auf Mission und Ökumene liegen.

Es gibt keine universelle römisch-katholische Perspektive. Ich schreibe als Kleriker und Sozialanthropologe/Theologe mit beträchtlicher Erfahrung in der Mission im eigenen und in anderen Ländern, der zufällig römisch-katholisch ist und sich bemüht, ein besserer Christ zu werden.

Ein wiederkehrendes Bild aus meiner Kindheit ist, wie meine Großmutter oder meine Mutter auf irgendeinen kindlichen Fauxpas von mir mit: „Um Himmels willen, tu das nicht!“ reagierten. Es war nicht nur Ausdruck ihrer Verärgerung, sondern ein ehrlich gemeintes Gebet um Gottes Beistand. Es

Die Liebe Christi

bedeutete, dass meine Liebe zu Gott nicht so war, wie sie sein sollte, und es war eine Aufforderung, dass ich mich zu einem gottgefälligeren

Leben bekehren sollte. Als Kind dachte ich daher, „die Liebe Christi“ beziehe sich auf meine Liebe zu Christus, in meinen späten Teenagerjahren als ich Latein lernte, verstand ich dann, dass amor Christi (Die Liebe Christi/Die Liebe von Christi) Christi Liebe zu mir meinte. Das war eine bedeutende Entdeckung, doch immer noch verspürte ich mitunter den Impuls, mich selbst als den Liebenden zum Thema zu machen, und dabei zu vergessen, dass Jesus Christus derjenige ist, der zuerst liebt (1 Joh 4,7-19).

Damit sind zwei Möglichkeiten benannt, diese Aussage zu verstehen.

Christi Liebe zu uns und der ganzen Schöpfung kommt in seinem irdischen Leben zum Ausdruck. Wir sagen, er wurde „vom Vater gesandt (mitbeauftragt)“; aber nicht wie sein Kind, das er auf einen Botengang geschickt hat. Christus kam zu uns als der menschengewordene Gott, liebte uns bis zum Ende und gab sein Leben für uns. Für uns alle. Wir Christ*innen sind aufgerufen, diese Liebe durch unsere lebenslange Nachahmung des Beispiels Christi (imitatio Christi) lebendig zu halten.

Wir sind nicht nur Empfangende und Zeug*innen von Gottes Liebe, sondern auch ihre Botschafter*innen. Wir sind aufgefordert zu lieben, wie er uns zuerst geliebt hat, und andere einzuladen, darauf zu vertrauen, dass Gott in Christus weiterhin für jeden und jede von uns sorgt – und das ohne jede Proselytenmacherei. Jesus rief alle, damals wie heute, dazu auf, ein Werkzeug zu werden, seine Hände und Füße zu sein, wie es Teresa von Avila ausgedrückt hat, und seine Liebe in Wort und Tat unter Gottes Volk zu verbreiten. Das ist ein Weg, wie „die Liebe Christi die Welt bewegt“: Durch sein eigenes Beispiel und durch seine Inspiration aller, die ihm nachfolgen.

Unsere Liebe zu Christus sollte in unserer täglichen Antwort auf sein Beispiel sichtbar werden und auf seinen Auftrag, „dies tut zu meinem Gedächtnis“. Doch „dies tut“ kann sich nicht nur auf liturgische Eucharistiefiern beziehen, sondern auf alles, was Jesus selbst zu unserem Nutzen getan hat (vgl. Johannes-Evangelium 14,12 und die Reden Jesu in den

„Christliche Mission ist eine Teilhabe an Gottes Mission der Begegnung, des gegenseitigen Respekts, des Austauschs und des Wachstums auf den Wegen Gottes.“

Kapiteln 14-17). „Daran werden sie erkennen, dass ihr meine Jünger seid: dass ihr euch untereinander liebt.“ Einander zu lieben, ist unsere Herausforderung. Christ*innen in den ersten Gemeinden verstanden den zweiten Teil des höchsten Gebots – „den Nächsten zu lieben wie sich selbst“ – so, dass er sich auf zwei Gruppen von Menschen bezieht: diejenigen, die wir bereits kennen, und diejenigen, denen wir noch nicht begegnet sind. Das macht einen gewaltigen Unterschied für unser Verständnis von Mission und Ökumene, ganz zu schweigen von der Begegnung mit Menschen anderen Glaubens oder ohne einen Glauben.

Gnade Gottes verändert, nicht der Missionar

Es gab eine Zeit, in der die römisch-katholische Kirche lehrte, dass es „kein Heil außerhalb der Kirche“ gab, und dass das jüdische Volk als Ganzes „perfide“ Christumörder waren. Diese Lehre war eine wichtige Triebfeder für die katholische Mission, besonders angesichts der Zersplitterung des Christentums im sechzehnten Jahrhundert. Die Sorge um Erlösung oder Verdammnis führte zu einer Theologie der Evangelisierung, die eng darauf fokussierte, alle anderen zu „bekehren“, egal ob Christ*innen anderer Konfessionen oder „Heiden“. Diese Engführung übertrug die missionarische Initiative von Gott als dem eigentlich Handelnden (mit der Kirche als Instrument) auf die römisch-katholische Kirche. In den Worten von Ramsey MacMull-

len wurde dies mit „Umschmeicheln oder Geschützen“ (flattery or battery) vorangetrieben. Nicht nur wurde die Bekehrung tatsächlich als in der Macht des Missionars liegend verstanden, sondern Proselytisierung (auch durch Zwang) wurde gerechtfertigt. Doch es ist die Gnade Gottes, die Menschen verändert, nicht der Missionar. Gott sei Dank hat es vom Ökumenischen Rat der Kirchen und vom Zweiten Vatikanischen Konzil eine sehr ernsthafte

Revision und deutliche Ablehnung eines solchen Glaubens und Verhaltens gegeben, insbesondere in Bezug auf das jüdische Volk. Zwang ist unmoralisch und sündhaft.

Katholik*innen verstanden das Gebet

Jesu, „dass sie alle eins sein werden“, auch als Rechtfertigung für die Errichtung einer universalen Einheitlichkeit: eine weltweite katholische Kirche mit ihrem Zentrum in Rom. Proselytens machen (Diebstahl von „Schafen“) unter den verschiedenen christlichen Gemeinschaften war weit verbreitet, besonders dort, wo es nur wenige Katecheten oder Geistliche gab. Jede christliche Konfession ist charakteristisch und unterschiedlich in Lehre, Disziplin, Ritual und täglichem Leben der Glaubenden. Die berühmte Weltmissionskonferenz 1910 in Edinburgh stand unter dem stolzen Motto, die Welt „in dieser Generation“ christlich zu machen. Katholik*innen waren damals im besten Fall in den Gedanken der Konferenzteilnehmer*innen präsent. Ein Jahrhundert später, 2010, kam eine viel umfassendere und ökumenische Versammlung in denselben Räumen in Edinburgh zusammen, die bescheidener in ihren Ambitionen war, die konfessionelle und theologische Unterschiede respektierte und sich des

wachsenden Säkularismus sehr bewusst war. Obwohl wir alle, damals wie heute, den einen Herrn, den einen Glauben und die eine Taufe verkünden, sind wir immer noch nicht eins in der Gemeinschaft und haben die Herausforderung, in unserer Vielfalt in Einheit zu leben, nicht gelöst.

Mission und Kirche im Wandel

In der römisch-katholischen Sicht auf Mission haben sich die Schwerpunkte nachhaltig verschoben: Von „die Mission ist ‚der (römisch-katholischen) Kirche‘ anvertraut“ zu „die Mission ist im Wesen der Trinität begründet“; von „das Subjekt der Mission ist die Kirche“ zu „das Subjekt (Quelle und Ursprung) der Mission ist Gott“; von „die Kirche hat die Mission“ zu „Gottes Mission hat eine Kirche“; von „die Aufgabe der kirchlichen Mission ist, die sichtbare Kirche in der ganzen Welt auszubreiten“ zur Verkündigung, dass „die göttliche Mission die ganze Menschheit (und Schöpfung) umfasst“. Es sind nicht nur römisch-katholische Christ*innen, die jetzt die an den Rand gedrängten Menschen (Marginalisierten) im Zentrum von Gottes Mission sehen, und jede Christin und jeder Christ ist mitbeauftragt, das Reich Gottes zu verkünden. In der römisch-katholischen Kirche haben wir uns nachhaltig verändert. Missionare sind nicht nur „die Wenigen, die Elite und die ‚lebenslang‘ Berufenen“, sondern „das ‚Volk Gottes‘ (alle Getauften) ist berufen und mitbeauftragt rauszugehen, Grenzen zu überwinden und zu authentischen, respektvollen Begegnungen mit ‚den Anderen‘ im Namen Jesu“, von „interkonfessioneller Konkurrenz und Misstrauen“ zu „ökumenischer Zusammenarbeit und Gegenseitigkeit“. Hier liegt noch ein weiter Weg vor uns allen, aber in den letzten Jahrzehnten hat es fundamentale Veränderungen im Verständnis und in der Praxis von Mission gegeben.

In der römisch-katholischen Kirche hat es immer eine strukturelle Spannung zwischen Hierarchie und Subsidiarität (oder der Synodalität) gegeben, das heißt, zwischen dem Universalen und dem Lokalen. Je mehr auf der Kirche als einer universalen und geeinten Kirche bestanden wird, desto stärker die Tendenz zur Uniformität – in Liturgie, Sprache und Kirchenrecht. Je mehr die Hierarchie betont wird, desto weniger Möglichkeiten gibt es für die Entwicklung authentischer lokaler Unterschiede und der Vielfalt; folglich wird die Entwicklung blühender lokaler Gemeinschaften untergraben. Dies ist eine ständige Herausforderung für unser Verständnis von „damit sie alle eins seien“. Bedeutet es eins im Glauben oder eins in der Praxis? Die römisch-katholische Kirche betont das Letztere (oder die Universalität), während viele andere Konfessionen das Lokale betonen, manchmal

„Wir sind nicht nur Empfangende und Zeug*innen von Gottes Liebe, sondern auch ihre Botschafter*innen.“

auf Kosten der universellen Solidarität und mit der Folge einer wachsenden Fragmentierung des Leibes Christi.

Klare Unterscheidungen zwischen „uns“ und „anderen“ helfen, uns als eine menschliche Gruppe zu definieren und abzugrenzen, aber, wie Oberrabbiner Jonathan Sacks (The Dignity of Difference) uns erinnert, hat Gott unvorstellbare Unterschiede und Vielfalt geschaffen und gesehen, dass es (sehr) gut war.

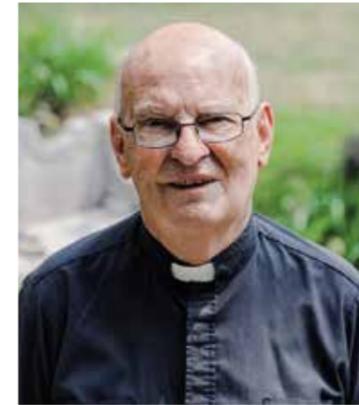
Verschiedenheit als Bereicherung entdecken

Einheit schließt Vielfalt nicht aus, aber Einheit ohne Vielfalt ist Uniformität. Die Unterschiedenen können durch gegenseitiges Geben und Nehmen wachsen, während Uniformität nicht viel Austausch und gegenseitige Bereicherung zulässt. Der Brief an die Epheser spricht das in einem schönen Bild an. Zunächst wendet sich der Verfasser (angeblich Paulus) an diejenigen, die gerade Christ*innen geworden sind, und vergleicht ihre neue Situation mit ihrem früheren Leben als „Heiden“. Bis vor kurzem, so behauptet er, waren sie „tot“, so wie es auch Paulus und viele andere waren. Durch die Gnade Gottes sind sie jetzt im Glauben, in der Gemeinschaft und in der Nachfolge lebendig und vereint (Eph 2,1-10). Dann fährt er fort:

Jetzt aber in Christus Jesus seid ihr, die ihr einst Ferne wart, Nahe geworden durch das Blut Christi. Denn Er ist unser Friede, der aus beiden eines gemacht hat und den Zaun abgebrochen hat, der dazwischen war, nämlich die Feindschaft. Durch das Opfer seines Leibes hat er abgetan das Gesetz mit seinen Geboten und Satzungen, damit er in sich selber aus den zweien einen neuen Menschen schaffe und Frieden mache. (Eph 2,13-15)

Das ist ein wahrhaft göttliches Bild für eine Menschheit, die in ihren unzähligen Unterschieden vereint ist, nicht nur Jude und Nichtjude, sondern in dem ganzen Spektrum von Perspektiven, Meinungen, Auffassungen, Traditionen, Kulturen und Glaubensbekenntnissen. Wir sind ein einziges Menschengeschlecht, jede und jeder von uns ist auf der Suche nach dem tieferen Sinn des Lebens, ist fähig, einen Splitter von Gottes unendlicher Offenbarung zu erfassen, doch niemand von uns ist fähig, das Geheimnis, das Gott ist, auszuschöpfen. Christliche Mission ist eine Teilhabe an Gottes Mission der Begegnung, des gegenseitigen Respekts, des Austauschs und des Wachstums auf den Wegen Gottes. Keine einzelne Person oder Religion kann die Selbstoffenbarung Gottes vollständig erfassen. Aber wir können zusammenarbeiten, um unsere Grenzen zu verstehen, unsere

Anthony J. Gittins, PhD, ist emeritierter Professor für Theologie und Kultur an der Catholic Theological Union in Chicago, USA.



Einsichten zu teilen und unter das zu stellen, was wir nicht vollständig verstehen können. In der Tat müssen wir zusammenarbeiten: Verschieden in Geschichte, nach Ethnien, Geschlechtern, Konfessionen und allem anderen sind wir als Christus Nachfolgende aufgerufen, in unserer Verschiedenheit die gegenseitige Bereicherung zu entdecken, die Gott uns anbietet, und uns zur gegenseitigen Versöhnung angesichts früherer Verfehlungen, Missverständnisse und Verurteilungen zu verpflichten. Andernfalls verraten wir unsere Berufung als Christ*innen und machen unseren Anspruch, den einen Herrn anzubeten, den einen Glauben zu bekennen und die eine Taufe zu teilen, zu einem Hohn. Möge unser Leben, individuell und kollektiv, ein Zeugnis unseres Glaubens werden, dass die Liebe Christi zu allen Menschen und unsere eigene Liebe zu Christus die Welt verändert hat, verändert und weiterhin verändern wird.

Die Liebe Christi bewegt die Welt

Die Meditation der orthodoxen Theologin Dr. Marina Kiroudi schlägt einen weiten Bogen von der Schöpfung der Welt aus Liebe bis zu Feier der Liturgie, die ein Zeichen der Versöhnung ist.

Die letzten Monate der Pandemie und die Maßnahmen zu ihrer Eindämmung haben viele Bereiche des Lebens in seinen verschiedenen Dimensionen nahezu zum Stillstand gebracht. Diese Wahrnehmung ist vollkommen berechtigt. Zugleich lässt sich feststellen, dass das Leben in seinen verschiedenen Bereichen, etwa in Familie, Gesellschaft und Politik, Schule und Berufswelt und in der Kirche unter teilweise veränder-

ten Vorzeichen weitergeht. Vielleicht ist die Beschreibung zutreffender, dass verschiedene Kräfte die Welt bewegen und ihre Richtung sowie ihren Rhythmus beeinflussen, während der Mensch sich zwischen Macht und Ohnmacht in diesem Gefüge bewegt und es entsprechend mitprägt. Jede*r bewegt sich in dem jeweils verfügbaren Raum in Gedanken, Worten und Taten, für sich und in Wechselwirkung mit Umgebung und Mitmenschen. Die eigene Bewegung erfolgt in unterschiedlicher Form, Qualität und Quantität; sie kann sich unterschiedlich auswirken in einer spürbar fragilen Welt.

Bewegung und Wandelbarkeit sind ein der Welt innewohnender Zug, der in ihrer Erschaffung begründet ist. Die erste Wandlung der Welt ist ihre Entstehung. Das Ziel ihrer Bewegung liegt im Ursprung ihres Daseins, ihrem ewig guten Schöpfer, der sie aus unerschöpflicher Liebe geschaffen hat. Sehr eindrücklich beschreibt die Bibel das harmonische Zusammenleben des Menschen mit der ganzen Schöpfung und mit Gott, bis der Mensch einen Richtungswechsel seines Wandels einschlägt. Er lässt sich von seinem Egoismus leiten, entzieht sich der Gemeinschaft mit Gott und stürzt sich selbst und die ganze Schöpfung ins Unheil (Gen 3). „Selber Schuld“ beschreibt den Sachverhalt menschlichen Versagens treffend, ist jedoch kein Motto für Gottes Heilsplan. Dieser vollzieht sich

schen entlehnt und bedeutet wörtlich das „Werk des Volkes“. Die Liturgie ist also kein individuelles, sondern ein gemeinschaftliches Ereignis. In der eucharistischen Versammlung ist der Leib Christi gegenwärtig und am Altar des Sakraments haben die Gläubigen Anteil an Christus selbst. Von diesem eschatologischen Ereignis gilt es Zeugnis abzulegen, wie ein zeitgenössischer Theologe schreibt, indem die Liebe Christi in die Welt hinausgetragen wird. Es beginnt die Liturgie nach der Liturgie, das „Sakrament des

Bruders und der Schwester“. Die in Christus er-fahrene Liebe ist jedem Mit-

auch nicht in einer Art Gerichtsverfahren, dass die Sünde zum Gegenstand hat, sondern in einem dynamischen persönlichen Akt. Gott offenbart seine grenzenlose Liebe in Christus, der sein Leben für die Menschheit hingegeben und die Welt mit sich versöhnt hat (2 Kor 5,14.19).

Wie zutreffend festgestellt wurde, zeugt das Heilswerk in Christus vom innertrinitarischen Leben Gottes und dessen Selbsthingabe in der Welt, mit dem Ziel, die Gemeinschaft des Menschen mit Gott wiederherzustellen. Das Heilswerk Gottes ist vollkommen, auch wenn die erlösende Mission damit nicht abgeschlossen ist. Die Freiheit über den eigenen Wandel ist dem Menschen, als geschaffenes gottebenbildliches Wesen, eigen geblieben. Missstände und Ungerechtigkeit, die die Machtlosen, Schwächsten und Verletzlichsten am stärksten treffen, sind nicht von der Bildfläche der Gesellschaft verschwunden. An die Christinnen und Christen, die die Liebe ihres Herrn erfahren haben, ergeht der Auftrag, Botschafter*innen Christi zu sein (2 Kor 5,20). Die Umsetzung der Botschaft äußert sich in einem Richtungswechsel, der aus der Liebe Christi in Bewegung kommt und die Selbstgenügsamkeit zugunsten der versöhnlichen Gemeinschaft hinter sich lässt.

Nach orthodoxem Verständnis wird die Selbstgenügsamkeit des Einzelnen im gemeinschaftlichen Gebet und vor allem in der eucharistischen Versammlung überwunden. Ihre Bezeichnung als Liturgie ist dem Griechi-

menschen entgegenzubringen, damit sie ein lebendiges Zeugnis der Einheit in und der Gemeinschaft mit Ihm sein kann. Es bleibt zu wünschen, dass dieses Zeugnis Christinnen und Christen auf der ganzen Welt vereint. Möge es dazu beitragen, in die Spaltungen unserer Zeit ein Korn der Versöhnung zu säen und in unserer merklich fragilen Welt Verletzungen zu heilen.



Dr. Marina Kiroudi ist orthodoxe Referentin in der Zentrale der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen, Frankfurt.

Die Kirchen in Südafrika: Zwischen Politik und dem Kampf um die Einheit

Die Liebe Christi bewegt, versöhnt und eint die Welt. So lautet das Thema der 11. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen. Wo und wie bewegt die Liebe Christi? Welche Rolle können die Kirchen bei Versöhnung spielen? In Bezug auf Südafrika entwirft Professor Simangaliso R. Kumalo ein düsteres Gesamtbild, das geprägt ist von Politik und Abgrenzung.

Von **Simangaliso R. Kumalo**

(Übersetzung: Michael Biehl)

Die Rolle der Kirche in der südafrikanischen Politik ist und war komplex und zuweilen ambivalent. Einige Kirchen wie die Niederländisch-Reformierte Kirche (NGK) unterstützten eifrig die Apartheid, andere waren prophetisch und kämpften gegen sie. Eine dritte Gruppe von hauptsächlich afrikanischen unabhängigen und pfingstlichen, evangelikalen und charismatischen (PEC)

Kirchen blieb unbeteiligt. Diese Positionen veränderten sich in der Post-Apartheid-Ära. Diejenigen, die die Apartheid aktiv unterstützten, traten in den Hintergrund und schämten sich für ihre Rolle bei der Unterstützung und Rechtfertigung eines Systems, das die Schwarzen entmenslichte. Diejenigen, die sich lautstark gegen die Apartheid aussprachen, verstummten. Einige von denjenigen die sich neutral verhalten hatten, wollten sich auch weiterhin nicht in gesellschaftspolitische Fragen einmischen. Sie konzentrierten sich stattdessen auf das Leben nach dem Tod und betonten in gewisser Weise widersprüchlich den materiellen Wohlstand ihrer Anhänger*innen. Wieder andere wurden plötzlich zu eifrigen Befürworter*innen des Post-Apartheid-Staates.

Die unterschiedlichen Auffassungen dieser in ein und demselben Kontext agierenden Stränge der Kirche stellen eine Herausforderung für die Rolle der Kirche Christi in diesem Kontext dar. Wie sollte sich die Kirche gegenüber der staatlichen Macht positionieren? Wird angesichts der unterschiedlichen Schwerpunkte und Haltungen zu gesellschaftspolitischen Fragen jemals christliche Einheit möglich sein? Wie sollte die christliche Antwort auf die zahllosen Herausforderungen aussehen, mit denen das Land konfrontiert ist?

Kirche im Apartheidsystem

Die Niederländisch-Reformierte Kirche (NGK) spielte eine einflussreiche Rolle bei der ideologischen Formierung und Rechtfertigung des Apartheidsystems. Sie war einflussreich für die Einführung der Rassentrennung und der dogmatischen

„Angesichts des brutalen Apartheid-systems, das die Menschen schwarzer und brauner Hautfarbe erniedrigte und entmenslichte, blieb den überwiegend protestantischen Kirchen unter dem Banner des Südafrikanischen Kirchenrates (SACC) keine andere Wahl, als sich im Kampf für Gerechtigkeit und Menschenrechte zu engagieren.“

Untermauerung von Rassenvorurteilen. Im Jahr 1935 verabschiedete die NGK die „Missionspolitik“, die vorsah, dass „die Missionsarbeit zu selbsttragenden, selbstverwalteten und sich selbst ausbreitenden Bantu-Kirchen führen sollte“ (J.A. Loubser). In der Richtlinie wurde argumentiert, dass es aufgrund der rassistischen, kulturellen und ethnischen Vielfalt innerhalb der NGK am besten sei, die Kirchen nach Rassen zu trennen und dass sie sich parallel zueinander entwickeln sollten. Im Bericht der Generalsynode von 1974 „Human Relations and the South African Scene in the Light of Scripture“, hieß es: „Ein politisches System, das auf der autogenen oder getrennten Entwicklung verschiedener Bevölkerungsgruppen beruht, kann von der Bibel her gerechtfertigt werden“ (J.A. Loubser). Die NGK, die als „Nationale Partei im Gebet“ bezeichnet wurde, fungierte hier als Staatskirche.

Die NKG, Gründungsmitglied des Südafrikanischen Kirchenrates (SACC), trat Anfang der 1970er Jahre wegen der Anti-Apartheid-Haltung des SACC aus. Mit dem Ende der Apartheid verstummte die NGK aus Scham, ein so böses und unchristliches System unterstützt zu haben. Der Verlust ihrer Glaubwürdigkeit hat dazu geführt, dass sie sich nicht mehr zu gesellschaftspolitischen Themen äußern will. Die Vollmitgliedschaft der NGK in der SACC wurde jedoch im Juli 2004 wieder aufgenommen, nachdem sie sich von der Apartheid distanziert und kategorisch erklärt hatte, dass die gesamte Politik der Apartheid Ketzerei sei.

Angesichts des brutalen Apartheidsystems, das die Menschen schwarzer und brauner Hautfarbe erniedrigte und

entmenschlichte, blieb den überwiegend protestantischen Kirchen unter dem Banner des Südafrikanischen Kirchenrates (SACC) keine andere Wahl, als sich im Kampf für Gerechtigkeit und Menschenrechte zu engagieren. Der SACC, der sich die Befreiungstheologie zu eigen machte, wurde zur geistlichen Heimat für die Unterdrückten, die Armen, die ausgebeutete Arbeiterklasse und die Befreiungsbewegungen, die gegen das System kämpften. Für ihre kompromisslose Haltung gegenüber dem System zahlten ihre Führer einen hohen Preis in Form von Verhaftungen, Folter und versuchten Attentaten. Es ist keine Übertreibung, dass der SACC einer der sichtbarsten zivilgesellschaftlichen Akteure des Befreiungskampfes in den 1980er Jahren war. Der SACC war eine unglaublich starke Organisation, die sich durch eine klare Vision und eine theologische Fundierung ihrer Arbeit auszeichnete. Er hatte ein starkes Gefühl für Ziel und Richtung, eingebettet in eine authentische prophetische Stimme der Unterdrückten und Stimmlosen.

Kritische Solidarität

In den Verwicklungen des Kampfes war der SACC unvorbereitet auf den Übergang zur Demokratie. In seinen Beziehungen zum Post-Apartheid-Staat verfolgte der SACC eine Haltung der „kritischen Solidarität“. Er unterstützte diejenigen Initiativen der Regierung unter Führung des Afrikanischen Nationalkongresses (ANC), die Gerechtigkeit, Frieden und Demokratie fördern, während er gleichzeitig weiterhin gegen ungerechte Politik protestieren und die Interessen der Armen und Minderheitengruppen schützen wollte. In Wirklichkeit war der Rat jedoch eher „solidarisch“ mit seinen ehemaligen Kampfverbündeten, die zur Regierungspartei wurden, als dass er sie „kritisierte“. Da das Übel der Apartheid beseitigt war, gab es keine klare Opposition mehr, gegen die man sich hätte aussprechen können. Viele der einst aktiven Mitgliedskirchen zogen sich in ihre konfessionellen Enklaven zurück. Die Situation wurde noch dadurch verschärft, dass es an einer Führung fehlte, die das Schiff in dieser kritischen Zeit hätte lenken können, nachdem die meisten seiner Führer, vor allem Frank Chikane, Allan Boesak, Brigalia Bam und Molefe Tsele, in politische Ämter gewechselt waren und andere in die Wissenschaft

gegangen waren. Es gab weder einen Imperativ für die Ökumene noch eine theologische Grundlage, auf die man zurückgreifen konnte, um das Engagement der Kirchen für die Ökumene zu motivieren. Der SACC befand sich in einer Identitätskrise. Die finanziellen Mittel versiegt, und er war gezwungen, Personal zu entlassen und Programme einzustellen.

Die Kirchen des SACC bemühten sich, die Position des Rates als authentische Stimme der Kirchen zurückzuerobern. Diese Bemühungen scheinen erfolgreich gewesen zu sein, da der SACC begann, auf der nationalen Bühne sichtbar zu werden und seine Medienpräsenz zunahm. In den letzten zehn Jahren hat er sich offen gegen Korruption und Missstände in der Regierung und in staatlichen Unternehmen ausgesprochen. Im Jahr 2012 schrieb der SACC einen offenen Brief, in dem er die damalige Führung als „selbstsüchtig und arrogant“ anprangerte. Im Jahr 2016 forderte er den skandalumwitterten Staatspräsidenten Jacob Zuma zum Rücktritt auf und startete im selben Jahr die vielbeachtete Kampagne „The South-Africa We Pray For“. Außerdem rief der SACC das „Unburdening Panel“ ins Leben, ein Forum, in dem die Öffentlichkeit ihre Erfahrungen mit Korruption austauschen konnte. Als das Coronavirus ausbrach, stand die ökumenische Organisation an vorderster Front und forderte die Südafrikaner*innen auf, sich an die Covid-19-Vorschriften zu halten, und unterstützte auch die Schließung von Kirchen und anderen religiösen Aktivitäten als Maßnahme zur Eindämmung der Ausbreitung des Coronavirus. Er hat sich auch für Impfungen eingesetzt.

Nach dem Ende der Apartheid verschoben sich die Prioritäten der PEC-Kirchen, und wir wurden Zeugen ihres wachsenden politischen Einflusses.

Einheit Gerechtigkeit

Während sich die etablierten Kirchen in konfessionelle Enklaven zurückzogen, rückten die PEC-Gruppen paradoxerweise in die Mitte, da sie sich den liberal-demokratischen Verfassungsbestimmungen der Regierung zu moralischen Fragen wie Abtreibung und gleichgeschlechtlicher Ehe widersetzen. Einige der „progressivsten“ Merkmale der Bill of Rights trugen dazu bei, dass einige, insbesondere weiße konservative Evangelikale, die während der Apartheid-Ära die Kunst der Konfrontationsvermeidung perfektioniert hatten, mit neuem und kämpferischem Eifer in die Politik gingen. Die evangelikale African Christian Democratic Party (ACDP) wurde 1993 gegründet und wuchs gerade wegen des Widerstands gegen die politische Liberalisierung. Es ist jedoch zu bedenken, dass die PEC eine breite Bewegung mit unterschiedlichen Interessen und Reaktionen auf die politische Situation in Südafrika war. Einige Evangelikale kritisierten beispielsweise die ACDP dafür, dass sie sich sehr eng mit den Themen Abtreibung, Pornografie und Homosexualität beschäftigte und keine systematische Theologie zu Fragen des Aufbaus der Nation und der Erzielung von Fortschritt hatte. Pastor Ray McCauley von der evangelikalen Rhema Bible Church schimpfte, die ACDP wisse nicht, „ob sie eine Kirche oder eine politische Macht sein will“.

Mit der Schwächung des SACC traten die PEC-Kirchen und neue ökumenische Gruppierungen, die mit dem Rat verbunden sind, hervor, um die Lücke zu füllen. Sie nahmen eine Pro-Establishment-Haltung ein und gewannen während der Amtszeit von Präsident Zuma auf der nationalen politischen Bühne an Bedeutung. Zuma verband sich während seiner Präsidentschaft eng mit führenden PEC-Pastoren und wurde 2007 von Pastor Vusi Dube von der eThekweni Community Church

zum Ehrenpastor ordiniert. Danach drängten sich die PEC-Pastoren, um ihn bei seiner Wahl zum ANC-Präsidenten zu unterstützen. Im Vorfeld der Wahlen 2009 warb Zuma erfolgreich um die PEC-Kirchen. Im Juli 2009 lud er McCauley ein, den von den PEC-Kirchen dominierten National Interfaith Leadership Council (NILC) zu leiten, der mit der Regierung bei der Verbesserung der Grundversorgung zusammenarbeiten soll. Der SACC wurde ausgegrenzt, weil die ANC-geführte Regierung Kirchen bevorzugte, die eine unterstützende Rolle einnahmen. Mindestens vier Mitglieder des NILC waren ANC-Abgeordnete. McCauley revanchierte sich, indem er Zuma einige Wochen vor den nationalen Wahlen 2009 in seine Kirche einlud und damit seine politische Unterstützung für ihn zum Ausdruck brachte. Im Vorfeld der Wahlen 2014 luden mehrere Pfingstkirchen ANC-Führer ein, während der Sonntagsgottesdienste zu ihren Gemeinden zu sprechen.

Hoffnung auf christliche Einheit?

Die PEC-Kirchen hatten zu den Ungerechtigkeiten und der Korruption im Lande geschwiegen. Sie haben es wieder einmal versäumt, aus politischer Opportunität heraus prophetisch zu sprechen. So sind sie angesichts des Leidens der Massen zu Komplizen der Staatsmacht geworden und haben es versäumt, die Politiker*innen zur Rechenschaft zu ziehen. Diese Kirchen sind dafür bekannt, dass sie sich weigern, in den etablierten ökumenischen Strukturen wie dem SACC zu arbeiten und mit ihm zu kooperieren. An anderer Stelle habe ich die Kirchen aufgefordert, über die konfessionellen Grenzen hinweg auf Einheit hinzuarbeiten. Ich habe argumentiert, dass der Konfessionalismus zu einer anderen Form der Ethnizität geworden ist. Die Mauern, die durch den Konfessionalismus entstanden sind, müssen fallen, sie stehen nicht im Einklang mit dem Aufruf des Evangeliums an die Christ*innen, eins zu sein. Einige haben den SACC dafür kritisiert, dass er behauptet, im Namen der Christenheit zu sprechen, obwohl er ihrer Meinung nach nicht über dieses

„Die Mauern, die durch den Konfessionalismus entstanden sind, müssen fallen, sie stehen nicht im Einklang mit dem Aufruf des Evangeliums an die Christ*innen, eins zu sein.“

Mandat verfügt. Während der SACC Christ*innen ermutigte, die Covid-19-Vorschriften und -Protokolle zu respektieren, einschließlich der Schließung von Gotteshäusern, waren viele PEC-Kirchen mit dieser Idee nicht glücklich und riefen dazu auf, die Vorschriften zu missachten. Als der SACC die

Südafrikaner*innen ermutigte, sich impfen zu lassen, verunglimpften



Simangaliso R. Kumalo, PhD, ist Theologie-Professor an der Universität von KwaZulu-Natal, Südafrika.

viele PEC-Kirchen den Impfstoff als das „Zeichen des Tieres“. Der Oberste Richter Mogoeng Mogoeng, ein charismatischer Pastor, vertrat folgende Haltung Anfang des Jahres in einem Gebet:

„Wenn es einen Impfstoff gibt, der vom Teufel ist, der die dreifache Sechs [666] in das Leben der Menschen einbringen soll, der ihre DNA korrumpieren soll, dann möge er, Herr, allmächtiger Gott, im Namen Jesu durch Feuer zerstört werden.“

Die obigen Ausführungen lassen ernste Zweifel aufkommen, dass es eine Einheit unter den Christ*innen in Südafrika geben wird. Wird der Leib Christi jemals zusammenkommen und mit einer Stimme gegen die räuberische politische Elite sprechen, die das Geld stiehlt, das eigentlich den Ärmsten der Armen zugutekommen soll? Können sich die Kirchen jemals über kleinliche, kurzfristige politische Gewinne hinwegsetzen und für die Rechte der Armen, Witwen, Waisen und Fremden eintreten? So wie es aussieht, ist es eher unwahrscheinlich.

* Gott ist Liebe

Krisen, Konflikte, Hungersnöte überall auf der Welt – warum schafft Gott hier keine Abhilfe? Viele verlieren deshalb den Glauben an Gott. Sie sagen, dass er nicht existiert.

Gott wurde Fleisch, kam vor 2000 Jahren auf die Erde und wurde Jesus Christus genannt. Er starb am Kreuz für unsere Sünden, damit wir gerettet werden. Doch warum nehmen nach seinem Weggang Verbrechen, Leid und Hass weiter zu? Einerseits räumen viele Menschen Christus noch nicht in ihrem Leben den Platz ein, der ihm zusteht. Sie sehen nicht die Wunder, die Gott in ihnen wirkt. Ein Beispiel: Einer von zwei Kranken beschließt, nicht zum Arzt zu gehen, weil er kein Vertrauen in Medizin und Pflege hat. Zwei Wochen später stirbt er. Die andere Person geht zum Arzt, befolgt Regeln und Verfahren der Behandlung, wird innerhalb von zwei Wochen geheilt und gewinnt die Lust am Leben zurück. So müssen wir Gott in unser Leben aufnehmen, damit er sich offenbaren und Wunder wirken kann. Wir müssen Christus empfangen, damit er uns die Last abnimmt (Mt 11,28). Aber wie können wir Gott empfangen?

Einerseits bedeutet es, dass man Gottes Wort lernt und bereit ist, nach den Geboten und Gesetzen Christi zu leben. Andererseits müssen wir auch Schwierigkeiten akzeptieren, weil es Gottes Plan ist (Röm 8,28). Er macht keinen Unterschied zwischen Hautfarbe und Herkunft. Wenn wir Gott empfangen, lernen wir, als Kinder desselben Vaters zusammenzuleben. Dann können wir allen Konflikten und Problemen in der Welt ein Ende setzen. Gott ist Liebe.

Mabafei Patasse stammt aus Togo und hat am Freiwilligenprogramm der Norddeutschen Mission teilgenommen.

Ein Statement von
Dr. Mirjam Laaser

Veränderung ist keine einmalige Entscheidung

Nicht erst seit der *Black Lives Matter* Bewegung sind viele christliche Kirchen im Bereich des Anti-Rassismus aktiv.

Sich für Gerechtigkeit auch und gerade für andere einzusetzen, gehört quasi zur DNA vieler Christ*innen – bei vielen sogar schon von Berufswegen. Doch schon die Betrachtungsweise „für andere“ birgt die Gefahr des Rassismus in sich. Das musste auch Mirjam Laaser, Leiterin der Abteilung internationale kirchliche Zusammenarbeit im Evangelisch-lutherischen Missionswerk in Niedersachsen (ELM), feststellen, als sie manche ihrer Sicht- und Denkweisen plötzlich fundamental hinterfragen musste.

Ein Training im Bereich Anti-Rassismus, das ich für mich und meine Kolleg*innen mit zwei Trainern von Phönix e.V. organisiert hatte, stand bevor. Mit meinen vielen transkulturellen und internationalen Erfahrungen und Forschungstätigkeiten unter anderem zu Identitäten fühlte ich mich gut vorbereitet. Nie hätte ich damit gerechnet, dass das Training meine inneren Landkarten durcheinander rüttelt und mich sowie meine Selbstbilder fundamental infrage stellen könnte.

Erschütterung der eigenen Denkmuster

Die Welt ist geprägt von Ungerechtigkeit sowie einer Vielzahl von Konflikten und kriegerischen Auseinandersetzungen. Religiöse, ideologische, ethnische und andere Unterschiede werden instrumentalisiert und teilweise neu erfunden, um machtpolitische Interessen durchzusetzen. Der zunehmende Reichtum der bereits Wohlhabenden bedingt weltweit eine Zunahme der Armut der anderen. Seit Jahren sind unter anderem Flucht und Migration mit ungebremster Aktualität eine sichtbare Folge. Die Zerbrechlichkeit und Gefährdung von Leben nehmen wir an vielen Stellen wahr. Das schwindelerregende Tempo, in dem Veränderungen stattfinden, verlangt nach einem konstruktiven Umgang mit Pluralisierung

„Kirchensprech“

und Diversität und damit auch neue Modelle von Dialog und Begegnung, um nachhaltig Frieden zu fördern. Hierfür gilt es, mir meiner inneren Landkarten bewusst zu werden: Konzepte von vermeintlicher „Unterentwicklung“ und „Entwicklung“ sind unter anderem begründet in der Philosophie der kolonialen Ära und großen Aufklärer*innen, die das Bild der Überlegenheit der Weißen mit geformt haben. Weiß-Sein und die damit verbundenen Privilegien sind in der Regel den Mehrheitsangehörigen in Deutschland – den Weißen – nicht bewusst aber dennoch als Selbstkonzept wirksam – so auch bei mir: Wie offen sind meine Augen für meine eigene rassistische Sozialisation und deren tiefe Verwurzelung in meinem ganz persönlichen aber auch beruflichen Alltag? Wie gehe ich damit um, dass meine Profession beziehungsweise die Legitimation, mich für andere einzusetzen, infrage gestellt wird? Und was mache ich mit der Erkenntnis, dass meine eigene persönliche Ziel-/Lebenssetzung, die Welt zu verändern, im Zusammenhang damit steht, dass dies auch eine Form von Rassismus sein kann?

Innere Landkarten verstehen

Der Bereich internationale kirchliche Partnerschaften ist durch strukturell verankerte Machtgefüge und Abgrenzungen geprägt: So kenne ich beispielsweise aus meinem Arbeitskontext das Sprechen über „unsere“ Partnerkirchen. Warum „unsere“? Reicht es nicht „Partnerkirchen“ zu sagen? Wer ist dabei das „wir“? Und schauen wir einmal hin, wer wem zum Beispiel Zuschüsse bewilligt und welche Machtstrukturen dahinterliegen. Was haben wir für Bilder voneinander? Dies sind nur einige der Fragen, die oftmals unausgesprochen mitlaufen. Mit historisch gewachsenen Vorstellungen von Normalität werden Denkmuster und Narrative in die Welt gesetzt, die zum Teil unangemessen sind und Vorurteile stärken.

Gruppenidentitäten bis hin zu der behaupteten Identität ganzer Kulturräume wurden über Generationen hinweg konstruiert. Dazu gehört auf den ersten Blick ein gruppenbezogenes Bewusstsein, das gleichzeitig auch als Abgrenzung zu anderen genutzt werden kann. Interessant ist hierbei, dass das „wir“ immer kontextabhängig ist, und je nach Zeit und Raum so oder anders definiert wird, also auf den zweiten Blick sehr wandelbar ist. Gleichzeitig kann sich das „wir“ über mehrere Kategorien definieren: daher ist ein Blick in die Vielschichtigkeit des „wir“ äußerst spannend. So wirkt sich zum Beispiel im Kontext von evangelischer Gemeindegemeindearbeit „evangelisch und männlich zu sein“ anders aus als „evangelisch und weiblich oder homosexuell zu sein“. In Konfliktsituationen kann das schnell subversiv werden, nämlich dann, wenn Gruppenzuschreibung zur Ursache von konflikthafter Herausforderungen gemacht wird, obwohl es darunterliegend zum Beispiel um ein wirtschaftliches Problem geht.

„Es geht um Bildungskonzepte, die uns dazu befähigen, biographisch gewachsene Landkarten zu dekonstruieren und neue innere Bilder von Welt(en) möglichst bunt zu entwerfen.“

Alles könnte anders sein ... oder?

Ist es möglich, kulturelle Vielfalt als Raum von Möglichkeiten und Hoffnungen zu konzipieren? Die Welt hat sich in den letzten Jahren dafür geöffnet, die schon immer vorhandene Vielfalt deutlicher wahrzunehmen. Gleichzeitig gibt es im Kleinen wie im Großen aufbrechende Konflikte, die eine positive Bewertung von Vielfalt immer wieder in Frage stellen. Diskriminierung und Rassismus sind Ausschlussmechanismen unserer Zeit, die Menschen Teilhabe an Gesellschaft verunmöglichen, die manche Identitäten abwerten und andere aufwerten. Dem gegenüber steht die biblische Rede von der Gottesebenbildlichkeit aller Menschen und die unantastbare Würde der menschlichen Person in den allgemeinen Menschenrechten. Anerkannte Vielfalt als Grundlage für ein friedliches Leben: Die Tatsache, dass viele Menschen schon sehr lange unermüdlich mit dieser Haltung und Vision unterwegs sind, steht im krassen Gegensatz zu aktuellen Erfahrungen und Entwicklungen. Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit (nur zwei Beispiele: Halle 9.10.2019 – Versuch eines Massenmords an jüdischen Menschen; Hanau, 19.2.20 – rechtsextremistischer Terrorakt) – im Alltag wie auch strukturell verankert – ist ebenso ein Beispiel dafür, wie das Erstarken rechtspopulistischer Parteien, oder dass rechtsextreme Diskurse salonfähig geworden sind.

Wie finde ich Wege, diversitätsbewusst zu leben und zu arbeiten und dabei nicht aus dem Blick zu verlieren, wo meine Grenzen der Zuständigkeit sind bei der gleichzeitigen Aufrechterhaltung meiner Vision? Und was bedeutet das für kirchliche Arbeitsfelder?

Da sich die Machtverhältnisse und Machtstrukturen in der postkolonialen Ära nicht grundsätzlich verändert haben, bleibt das Weiß-Sein ein privilegierter Ort geprägt durch rassistische Konstruktionen. Wir müssen lernen, zuzuhören, und dazu beitragen, Räume für Begegnung in Diversität zu schaffen. Vielleicht auch Räume, in denen für uns kein Platz ist. Internationale Partner sind ebenso wie BIPOC (Black; Indigenous; People of Color), wenn es um ihre Belange geht, selbst die Protagonist*innen. Sie erzählen ihre Geschichte und weisen uns „Weißen“ für einen gemeinsamen Weg den Platz zu – erst dann stehen wir gemeinsam ein für ein Leben in Würde. Es obliegt uns, uns den Spiegel vorhalten zu lassen und zu analysieren, in welchen Strukturen, Prozessen und Normen Weiß-Sein in unserem täglichen Leben reproduziert wird, welche Interessen damit – auch unsererseits als „den Engagierten“ – verknüpft sind, und auf unserer Seite für Veränderung zu sorgen.

„Wir müssen lernen, zuzuhören, und dazu beitragen, Räume für Begegnung in Diversität zu schaffen. Vielleicht auch Räume, in denen für uns kein Platz ist.“

Es bleiben offene Fragen, ungelöste Konflikte und die Notwendigkeit, die eigenen Überzeugungen und das Handeln in Frage zu stellen, damit man ohne Angst verschieden sein kann. Es hängt von dir und mir ab, ob sich etwas ändert – denn wir sind herausgefordert, unsere eigenen inneren Bilder kritisch in Frage zu stellen und uns zu verändern. Es hilft also nicht unbedingt, nur neue Sprachregelungen zu finden, die politisch vertretbar sind. Es geht um Bildungskonzepte, die uns dazu befähigen, biographisch gewachsene Landkarten zu dekonstruieren und neue innere Bilder von Welt(en) möglichst bunt zu entwerfen.

Das geht jedoch nicht alleine. Erst wenn Geschichte um Geschichte neu erzählt, die Vielfalt der Perspektiven wahrgenommen und dahinterliegende Mechanismen analysiert werden, wird die strukturelle Ungleichheit sichtbar. Dazu gehört, Multiperspektivität auszuhalten; die Geschichten ansehen, die nicht ruhmreich waren; geläufige Narrative zu hinterfragen und die unbequemen Themen explizit anzusprechen. Damit können wir für einen differenzierten Blick sensibilisieren, nicht selbst die Antworten geben, und zu neuen Formen des Miteinanders und der Begegnung kommen, in denen alle Beteiligten sich ihre Rollen selbst wählen, strukturelle Lösungen gefunden und die Begriffe Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung neu gefüllt werden.

„Diskriminierung und Rassismus sind Ausschlussmechanismen unserer Zeit, die Menschen Teilhabe an Gesellschaft verunmöglichen, die manche Identitäten abwerten und andere aufwerten.“

Form von Beteiligung mit Ressourcen auszustatten? Wie gestalten wir Demokratie und Mitgestaltungsmöglichkeiten

unter Diversitäts- und Rassismusgesichtspunkten fair?

Kirche(n) quo vadis? Ein offener Fragenkatalog

Alles kann anders werden – das wird jedoch nicht das Ergebnis einer einmaligen Entscheidung, sondern von fortlaufenden und schmerzhaften Prozessen sein, die wir „Weißen“ nicht alleine gestalten können. Daher möchte ich hier einige Fragen aufwerfen, die die Richtung für solche Prozesse andeuten können. Sie beginnen in unseren eigenen Reihen, wenn wir beispielsweise fragen, wie wir in Zukunft Entscheidungsprozesse gestalten. Sind Mehrheitsentscheidungen immer die bestmöglichen Entscheidungen? Wie kann zum Beispiel eine Minderheit, die in Synoden keine Fürsprecher*innen hat, sich zu Wort melden? Wie können wir proaktive Beteiligungsstrukturen jenseits der gemeindefestierten Ämter gestalten und sind wir bereit, diese

Sprache ist Macht – das gilt auch für das sogenannte „Kirchensprech“. Wer ist dieser Sprache mächtig? Welche Ausgrenzungen werden dadurch etabliert? Wie kann Sprache integrierend werden? Es braucht Sprachsensibilität und Lernorte wie zum Beispiel divers besetzte Schreibwerkstätten und die Zeit, all das bei Anfragen für Texte und Deadlines zu berücksichtigen.

Wie ist das Wissensmanagement in kirchlichen Kontexten gestaltet? Wer hat Zugang zu Wissen? Wie kann eine offene, diversitätsbewusste und antirassistische Haltung verankert werden? Wer hat welche Macht und bin ich, auch persönlich, bereit Macht abzugeben? Und schließlich: Wie sieht der jeweilige Beitrag zur Gestaltung eines „safe space“ aus, also eines Raumes, in dem Diversität in gegenseitigem Respekt möglich wird?

Zum Weiterlesen

Bendix, Daniel: Entwicklung/entwickeln/ Entwicklungshilfe/ Entwicklungspolitik/ Entwicklungsland; in: Arndt, Susan/ Ofuatay-Alazard (Hg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht; 2015: 272-278

„Mit kolonialen Grüßen...“ Berichte und Erzählungen von Auslandsaufenthalten rassismuskritisch betrachtet <https://www.glokal.org/wp-content/uploads/2013/09/BroschuereMitkolonialenGruessen2013.pdf>

Black Lives Matter. Mitmachen Heft 3, 2020 Ev.-Luth. Missionswerk in Niedersachsen (ELM) <https://app.missionspresse.org>



Dr. Mirjam Laaser ist Leiterin der Abteilung internationale kirchliche Zusammenarbeit im Evangelisch-lutherischen Missionswerk in Niedersachsen (ELM) und Mitglied des Vorstands. Sie ist in Deutschland geboren und in Burkina Faso und Äthiopien aufgewachsen. Sie studierte Soziologie in Bielefeld und arbeitete dort anschließend sieben Jahre als Dozentin am Forschungsschwerpunkt „Transnationalisierung und Entwicklung“.

Das Interview führten

Matt Barlow und Corinna Waltz

Menschenrechte wählen

In vielen Teilen der Welt verstärken die Coronapandemie und ihre Folgen die Auswirkungen von Ungleichheit, Diskriminierung und Unterdrückung. Die Menschenrechtssituation hat sich für Millionen von Menschen verschlechtert. Wie es um die Menschenrechte weltweit steht und warum das auch ein Thema für die Bundestagswahl in Deutschland ist, erklärt Jochen Motte, Leiter der Abteilung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung bei der Vereinten Evangelischen Mission, im Interview.

Die Covid-19-Pandemie hat im Jahr 2020 auf der ganzen Welt strukturelle Missstände und Ungleichheiten beim Zugang zu Menschenrechten aufgezeigt und sie weiter verschärft, wie die Menschenrechtsorganisation Amnesty International in ihrem Jahresbericht erklärt. Einen Trend, den auch das Forum Menschenrechte, zu dem die Vereinte Evangelische Mission (VEM) gehört, beobachtet. Anlässlich der bevorstehenden Bundestagswahl 2021 hat das Netzwerk deutscher Menschenrechtsorganisationen Forderungen formuliert und ermutigt jede Wählerin und jeden Wähler, sich bei der Bundestagswahl für die Menschenrechte zu entscheiden. Als Gemein-

schaft von Kirchen in Afrika, Asien und Deutschland gehört die VEM zu den Gründungsorganisationen des Forums. Jochen Motte koordiniert die Arbeitsgruppe „UN-Menschenrechtsrat und Außenpolitik“ beim Forum Menschenrechte.

Gewalt gegen Zivilgesellschaft, Millionen von Menschen auf der Flucht, wachsender Populismus, Aufstieg rechter Parteien in Europa und dazu die Corona-Pandemie – Herr Motte, wie steht es Ihrer Beobachtung nach um die Menschenrechte weltweit?

„Aber ich denke, es ist und bleibt eine grundlegende Pflicht der Kirchen, für die Menschenrechte einzutreten, um die Menschenwürde zu schützen und um den Opfern von Menschenrechtsverletzungen eine Stimme zu geben.“

Wir erleben in den letzten Jahren einen noch nie gesehenen Druck auf das internationale Menschenrechtssystem und auf die Menschenrechte weltweit. Regierungen schränken den Handlungsspielraum der Zivilgesellschaft immer weiter ein. Ein Phänomen, das unter dem Begriff „Shrinking Space“

bekannt ist. Russland, Belarus, Myanmar – nur drei Beispiele für ein gewaltsames Vorgehen gegen die Zivilgesellschaft und die Unterdrückung von freier Meinungsäußerung und politischen Rechten. Es geht aber auch subtiler, indem beispielsweise Organisationen, die sich für Menschenrechte einsetzen, durch die Steuergesetzgebung reguliert und in ihrem Handlungsspielraum eingeschränkt werden wie in Indien.

Auch in den internationalen Institutionen wie beispielsweise der UN beobachten wir eine Schwächung des Menschenrechtssystems. So wird die Arbeit der Sonderberichterstatter*innen, die in einzelnen Ländern Menschenrechtsverletzungen prüfen und dokumentieren, immer mehr erschwert und behindert.

Welche Auswirkungen hat die Corona-Pandemie auf das Menschenrechtssystem?

Wachsende Repression, wachsende Straflosigkeit bei Menschenrechtsverletzungen – die Pandemie hat diesen

Trend noch einmal beschleunigt. Einige Regierungen haben zudem unter dem Mantel des Corona-Schutzes den Druck auf die Zivilgesellschaft erhöht, indem sie die Grundrechte eingeschränkt haben.

Auf den Philippinen beispielsweise wurde im Juli letzten Jahres ein neues Anti-Terror-Gesetz verabschiedet. Viele Aktivist*innen wurden danach Opfer politischer Gewalt. Wie die 39-jährige Zara Alvarez, die sich für benachteiligte Gruppen auf der Insel Negros engagierte. Sie wurde am 17. August 2020 von Unbekannten erschossen. Im Oktober 2019 hatte sie noch in Berlin im Rahmen einer Tagung der Friedrich-Naumann-Stiftung und des Aktionsbündnisses Menschenrechte Philippinen, dem die VEM angehört, über ihre Arbeit berichtet. Auch viele kirchliche Mitarbeitende und Bischöfe werden bedroht und als Terrorist*innen öffentlich diffamiert. Dazu zählt Bischof Antonio Ablon von der Independent Church, der Morddrohungen erhalten hat und sich aus diesem Grund seit 2019 in Deutschland aufhält und hier als ökumenischer Mitarbeiter im Zentrum für Mission und Ökumene bei der Nordkirche arbeitet.

Seit der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte 1948 konnten viele normative Fortschritte im Menschenrechtssystem erreicht werden, wie die UN-Behindertenrechtskonvention oder die Kinderrechtskonvention, um nur zwei bedeutende Übereinkünfte zu nennen. Doch gleichzeitig erleben wir, dass Staaten aussteigen, sich gegen das Menschenrechtssystem stellen und

Mehr als ein Hoffnungssatz

Die Liebe Christi ist seit knapp 2000 Jahren hier in dieser Welt unterwegs und ich finde, dass sie auch spürbar ist und erlebt werden kann. Viele Menschen stellen sich dabei eine Welt ohne Leid, Schmerz und Elend vor. Doch das ist nur im Himmel erlebbar. Die Liebe Christi äußert sich unter anderem durch die persönliche Liebe und den Zugang zu den Menschen, den jede einzelne Person von uns hat – die Nächstenliebe. In meinem Freiwilligendienst in Tansania habe ich die Liebe anhand des Zusammenhalts der vielen Freiwilligen und Internationalen gespürt. Genauso aber auch durch die große Gastfreundschaft und Annahme der Menschen vor Ort, wie sie mich als unerfahrene frische Abiturientin aufnahmen und mich als Mensch angenommen haben, sich um mich sorgten, obwohl ich doch sehr fremd war. Ich denke, der Vers ist kein Hoffnungssatz, an dem sonst nichts dran ist. Ich denke, dass es eine Wahrheit ist, dass die Liebe Christi in der Welt lebt, sie versöhnt und auch vereint.

Für mich persönlich bedeutet der Vers, dass ich versuche meine Mitmenschen anzunehmen und zu lieben – ihnen Gutes zu tun. Dabei möchte ich immer mehr darin wachsen und den Menschen, sei es meine Mitbewohnerin in der WG, meine Familie, Arbeitskolleg*innen oder Menschen, die ich in der Öffentlichkeit treffe, eine Zeugin sein für die Liebe Jesu, die durch mich in die Welt getragen wird. Ich bin der Überzeugung, wenn jeder Mensch versucht, so gut es geht seinen Nächsten zu lieben und dadurch Jesu Liebe in die Welt hinauszutragen, dann kann die Welt zu einem besseren Ort werden.

Melissa Staake war als Freiwillige mit dem Berliner Missionswerk in Tansania.

„Wachsende Repression, wachsende Straflosigkeit bei Menschenrechtsverletzungen – die Pandemie hat diesen Trend noch einmal beschleunigt.“

die Universalität der Menschenrechte angreifen. Eines der jüngsten Beispiele ist die Entscheidung der türkischen Regierung, sich aus der Istanbul-Konvention, dem Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt, zurückzuziehen.

„Wir fordern die zukünftigen Mitglieder des Bundestages und die nächste Bundesregierung dazu auf, sich mit aller Konsequenz für eine menschenrechtsgeleitete Politik einzusetzen“, lautet eine der Forderungen des Forums Menschenrechte, an denen Sie mitgearbeitet haben. Was erwarten Sie von der Politik in Deutschland?

Der wichtigste Schritt ist, dass die Menschenrechte zu einem Querschnittsthema für die Arbeit des Bundestages und der Bundesregierung

„Wir erleben in den letzten Jahren einen noch nie gesehenen Druck auf das internationale Menschenrechtssystem und auf die Menschenrechte weltweit.“

werden. Das heißt, dass die Menschenrechte nicht nur in der Zuständigkeit von einzelnen Beauftragten oder eines Ausschusses liegen, sondern dass die Menschenrechte wirklich ein grundlegender und sehr wichtiger Prüfstein in der Gesetzgebung und in allen Ministerien sind.

Die Wahrung der Menschenrechte ist eine Verpflichtung der Staaten. Politik und Regierung müssen dafür Sorge tragen, dass menschenrechtliche Verpflichtungen, wie sie diese Regierung selbst international eingegangen ist, auch durchgesetzt werden.

Nehmen wir das Beispiel Lieferkettengesetz: Der Bundestag hat nun endlich ein Gesetz auf den Weg gebracht, für das wir uns schon seit Jahrzehnten einsetzen. Deutsche Unternehmen müssen dafür sorgen, dass es in ihren internationalen Lieferketten nicht zu Menschenrechtsverletzungen und Umwelterstörung kommt. Es geht bei dem Einsatz für Menschenrechte also nicht einfach darum, mit dem Finger dorthin zu zeigen, wo Rechte verletzt werden, denn in vielen Fragen zeigen die Finger auf uns zurück.

Die Bundestagswahl steht an, was kann ich als Wähler oder Wählerin tun?

Die Parteien kommen mit ihren Wahlprogrammen heraus. Schauen Sie sich diese genau an. Sprechen Sie Kandidat*innen an ihrem Wahlstand auf dem Marktplatz an und fragen Sie nach den Themen, die Sie bewegen. Egal, ob es das Engagement für Demokratie und gegen Rassismus, Gerechtigkeit im digitalen Raum, Flucht und Migration, der Schutz von zivilgesellschaftlichen Handlungsräumen, Klimaschutz oder faire und sichere Arbeitsbedingungen sind – das Spektrum menschenrechtlicher Anliegen ist groß und braucht Ihre Stimme.

Warum ist der Einsatz für Menschenrechte auch eine Aufgabe der Kirchen?

Interessanterweise wurde 1948 nicht nur die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte verabschiedet, sondern auch der

Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) gegründet. Der ÖRK hat sich von Beginn an aktiv am Menschenrechtsdiskurs und an der Advocacy-Arbeit der damaligen UN-Menschenrechtskommission, dem heutigen Menschenrechtsrat, beteiligt. Und gerade in den 1970er Jahren, als die Freiheitsbewegung in Lateinamerika und die Anti-Apartheid-Bewegung sehr prominent waren, hat der ÖRK die Menschenrechte immer als ein Kernanliegen verstanden.

„Shrinking Space“

Dr. Jochen Motte ist Leiter der Abteilung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung bei der Vereinten Evangelischen Mission (VEM). Er koordiniert die Arbeitsgruppe „UN-Menschenrechtsrat und Außenpolitik“ beim Forum Menschenrechte.



Dies mag in den Hintergrund getreten sein, nachdem sich das Engagement von NGOs in den 1980er und 1990er Jahren weiter verbreitet hat. Aber ich denke, es ist und bleibt eine grundlegende Pflicht der Kirchen, für die Menschenrechte einzutreten, um die Menschenwürde zu schützen und um den Opfern von Menschenrechtsverletzungen eine Stimme zu geben.

Kirchen haben durch ihre internationalen Partnerschaften das Potenzial, Bewusstsein zu erzeugen, Informationen zu verbreiten und im Gebet solidarisch verbunden zu sein. Zum Beispiel hat die VEM vor vielen Jahren auf Wunsch der Kirchen in Westpapua ein Netzwerk gegründet. Die Koordinierungsstelle des Westpapua-Netzwerks bietet seither Informationen für Menschen, die sich für diese Region interessieren. Das sind oft Themen, die es nie in die Nachrichten schaffen, aber dank des Netzwerks aus Organisationen und Einzelpersonen Verbreitung und Gehör finden.

Was motiviert Sie persönlich, sich für Menschenrechte einzusetzen?

Zum einen meine persönliche Grundüberzeugung als Christ, dass ich da, wo ich Menschen am Boden liegen sehe, tätig werden muss. Wie im Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Es kommt jemand vorbei, der nicht einmal zu seiner eigenen Glaubensgemeinschaft gehört, und dennoch erbarmt er sich, sieht die Not des Menschen, der da liegt, und handelt.

Zum anderen die Menschen, denen ich begegnet bin, wie die Frauen, mit denen ich im Kongo gesprochen habe, die Opfer von Vergewaltigungen und schrecklichen Formen sexueller Gewalt durch Soldaten und Milizen geworden sind. Die Opfer in Kriegsgebieten wie in Sri Lanka zur Zeit des Konflikts zwischen den Tamil Tigers und der sri-lankischen Regierung.

Oder Menschen in Westpapua, die mir Schusswunden und andere Verletzungen nach gewalttätigen Übergriffen von Sicherheitskräften gezeigt haben. Diese Menschen, die furchtbares Unrecht erlebt haben und auf Gerechtigkeit hoffen, treiben mich und viele andere an, sich für Menschenrechte einzusetzen.



Tiefseebergbau stoppen!

Pazifische Stimmen des Widerstands

Im Gegensatz zu ihrem friedlichen Image erlebt die Pazifische Inselregion zunehmend soziale, ethnische und politische Spannungen. Viele der Konflikte werden durch die Klimakrise und die rücksichtslose Ausbeutung natürlicher Ressourcen befördert, wenn nicht erst verursacht.

Tiefseebergbau gewinnt weltweit, aber insbesondere im Pazifik, rasch an Bedeutung. Der weltweite Ressourcenbedarf führt dazu, dass mehr und mehr Staaten und Unternehmen danach streben, auch schwer zugängliche Bodenschätze am Meeresgrund abzubauen.

Trotz der massiven Bedenken von Betroffenen, von Wissenschaft, Nichtregierungsorganisationen und Kirchen, die durch den Raubbau an der Tiefsee einen gewaltigen Eingriff in die Ökosysteme der Meere und Küstengebiete befürchten, werden die Planungen vorangetrieben.

In den Pazifischen Inselstaaten formiert sich eine Front von Fischern, Küstengemeinden, Nichtregierungsorganisationen und Kirchen, die sich dafür einsetzen, dass das Meer und ihre Lebensgrundlagen geschützt werden und die durch friedliche Proteste und Kampagnen versuchen, die experimentellen Großprojekte vor ihren Küsten zu verhindern.

Unterstützen wir sie dabei!



Ich verurteile alle Formen menschlicher Aktivitäten, die die Umwelt zerstören und zum Leid der Schöpfung und der Menschheit beitragen. Das ist keine Befreiung, es ist Unterdrückung! Nein zu Tiefseebergbau in Papua-Neuguinea und im gesamten Pazifik!

Bischof Dr. Jack Urame, Evangelisch-Lutherische Kirche von Papua-Neuguinea



Euer Hunger nach immer mehr – mehr Rohstoffen und mehr Luxus – entzieht uns unsere Lebensgrundlage. Wann ist es genug? Wieviel mehr wollt ihr noch? Nein zu Tiefseebergbau in Papua-Neuguinea und im gesamten Pazifik!

Christina Tony, Bismarck Ramu Group, Papua-Neuguinea



Die Bevölkerung aller fünf Inselgruppen Tongas sagt Nein! Kein Tiefseebergbau in unserer Inselwelt, kein Tiefseebergbau in meiner Region und kein Tiefseebergbau in unserer Welt. Alle sagen einstimmig: Nein zu Tiefseebergbau in Papua-Neuguinea und im gesamten Pazifik!

Drew Havea, Civil Society Form of Tonga



Das Meer ist ein Schatz für alle und darf niemals zu einem Spielfeld der Ausbeutung werden. Nein zu Tiefseebergbau in Papua-Neuguinea und im gesamten Pazifik!

Kardinal John Ribat, Erzbischof von Port Moresby, Papua-Neuguinea

Gedanken von
Michael Biehl

Ein Virus bewegt die Welt

Der Ausbruch von Corona hat dazu geführt, dass quasi über Nacht vieles, was vertraut war, sich rasant verändert hat. Die Welt, in der wir leben, wird auch nach der Pandemie nicht mehr die gleiche sein. EMW-Referent Michael Biehl wirft einen intensiven Blick darauf, was dies für Kirche, Mission und Ökumene heute bedeutet und zukünftig noch bedeuten kann.

Als wir vor zwei Jahren in der EMW darüber nachgedacht haben, wie wir vorschlagen das Thema der bevorstehenden Vollversammlung mit Blick auf Mission und Ökumene zu bearbeiten, trat als ein Aspekt die Versöhnung in den Fokus. Denn die Vollversammlung wird in der Grenzregion zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz zusammenkommen, einer Region, die seit dem letzten Weltkrieg durch Prozesse der Aussöhnung gekennzeichnet ist. Doch nun bekommt dieses fast historische Thema „Versöhnung“ eine ganz aktuelle Komponente an die Seite gestellt, der wir uns in Mission und Ökumene jetzt und wohl auch zukünftig stellen müssen.

Alte Pfade und neue Grenzen

Seit Dezember 2019 bewegt das Corona-Virus die ganze Welt, indem es sich über Vernetzungspfade der globalisierten Welt rasant in ihr ausgebreitet und Millionen von Menschen infiziert hat. Gleichzeitig ist es zum Anlass für die Errichtung neuer Grenzen geworden, die zur Unterbre-

chung von Ansteckungspfaden errichtet werden. Sie sind Anzeichen politischer Verwerfungen und sorgen für neue Abschottung und für Marginalisierung, sie unterbrechen Bewegungen zur Einheit und schaffen neue Ungleichheiten und Konflikte. Wie in einem Lackmuestest hat das Virus nicht nur alte Trennlinien sichtbar, sondern auch neue Verletzlichkeiten erkennbar werden lassen. Die Pfade zu Ländern, denen die Eindämmung der Pandemie nicht zugetraut wird, werden blockiert, und die Möglichkeiten der Bekämpfung durch Impfungen zeigt deutlich ein Gefälle zwischen reicheren und ärmeren Ländern, was die Schere zwischen den Regionen weiter aufreißt. Menschen in Armut, anderswo wie hier, haben weniger Ressourcen zur Verfügung, um sich zu schützen oder ihr Leben zu organisieren und sind dadurch ungleich mehr betroffen als die Bessersituierten.

Bis zum Abschluss dieses Textes ist nicht völlig klar, ob die Hoffnung auf die Durchführung der ÖRK-Vollversammlung sich erfüllen wird. Dafür spielt auch die Zahl der Menschen eine Rolle, die zu diesem Ereignis erwartet werden. Die

Frage, ob Treffen in diesen Dimensionen in der heutigen Zeit noch angemessen sind, wurde um die Vollversammlung in Busan 2013 oder die Weltmissionskonferenz in Arusha 2018 heftig diskutiert. Die Energie, das Engagement und das Echo, was die Planungen für die Vollversammlung ausgelöst haben, ist ein Hinweis, dass solche Treffen sinnvoll sein können. Nun kommt ein neuer Aspekt von Gerechtigkeit hinzu, denn es ist sehr wahrscheinlich, dass noch im Herbst 2022 die zur Bekämpfung der Ansteckung getroffenen Maßnahmen die Delegierten aus den ÖRK-Regionen unterschiedlich treffen werden. Die Teilnahme für alle Delegierten zu ermöglichen, wird ein politischer und ökumenischer Kraftakt werden, den wir wagen sollten. Eine elektronische oder hybride Konferenz ist dafür und für die Ziele der Vollversammlung nicht die allumfassende Lösung.

Einheit in einer fragmentierten Welt

Das Virus hat inzwischen außer Menschen in der ganzen Welt auch die Themen der ökumenischen Bewegung und der Mission „infiziert“. Fast alle Themen werden nun im Bezugsrahmen von Pandemie, der Folgen des Klimawandels als Ermöglichung der Zoonose von Viren, von sich verändernder Globalisierung und auch von Sicherheitspolitik diskutiert. Papiere wie das gemeinsam vom Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog und dem ÖRK herausgegebene „Interreligiöse Solidarität im Dienst einer verwundeten Welt“ betonen, wie Christ*innen, getragen von der Liebe Christi, in Solidarität ihre Nächsten lieben und ihnen dienen sollen – auch diejenigen, die einen anderen Glauben bekennen oder ausüben als sie selbst. So dienen sie der Einheit und der Versöhnung.

„Das Virus hat inzwischen außer Menschen in der ganzen Welt auch die Themen der ökumenischen Bewegung und der Mission ‚infiziert‘.“



Die Liebe Christi leben

Was brauchen wir wirklich in dieser Welt? Vielleicht gibt es viele Dinge, die wir brauchen, aber meiner Meinung nach brauchen wir vor allem Liebe, Liebe zueinander, denn wenn du deine Nachbarn liebst, wirst du dich um sie kümmern, du wirst oft ohne besonderen Grund helfen, und andere Dinge werden dann einfach dazukommen. „Wir lieben, weil Gott uns zuerst geliebt hat“, deshalb sind wir aufgerufen, die kleine Liebe zu teilen, mit der er uns ausgestattet hat.

Freiwilligenarbeit in einem anderen Land zu leisten, in dem du keine Familienmitglieder hast, sondern nur Brüder und Schwestern in Christus, ist keine leichte Entscheidung. Es ist einfach Liebe.

Ich war mit der Vereinigten Evangelischen Mission in Tansania und arbeitete an einer Schule als Lehrer für Informatik. Es gibt verschiedene Herausforderungen, die einem im Freiwilligenprogramm begegnen: der Visa-Antrag, das andere Klima, das fremde Essen oder etwas anderes. Das ist normal. Die Wahrheit ist, dass wir geboren wurden, um uns Herausforderungen zu stellen und sie zu lösen, um den nächsten Schritt unserer Lebensreise zu gehen.

Als Christ*innen ist es besser, eine Lösung und nicht die Quelle von Konflikten zu sein. Es ist besser, Konflikte hinter sich zu lassen und die Liebe Christi zu leben, um die Welt zu Versöhnung und Einheit zu bewegen.

Michée Wabomundu hat am Süd-Süd-Freiwilligenprogramm der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) teilgenommen.

Ökumene

Von „Mobiles“ und Kacheln

Eine der veränderten Rahmenbedingungen ist die Digitalisierung, die durch die Pandemie einen neuen Schub erfahren hat, und die uns besonders durch die allgegenwärtigen „Mobiles“ oder Smartphones einbindet. Im Lockdown war es für Kirchengemeinden eine große Herausforderung, ihre Gottesdienste nicht mehr in einem Raum in Anwesenheit zu feiern, sondern sie live im Internet, als Stream oder als Konserve anzubieten, die andere sich anschauen, wenn ihnen der Sinn danach steht. Eine der interessanten theologischen Fragen, die sich an diese Form des Gottesdienstes anknüpfen, ist die nach der Qualität der Gemeinschaft, wenn nicht mehr ganz ersichtlich ist, wer präsent, wer sichtbar und wer hörbar ist. Das Gefühl dafür, wer fehlt, fiel dem schnell zum Opfer. Während die Anwesenden als Kacheln über den Bildschirm hüpfen, ist im gewohnten Gottesdienstraum mit einem raschen Blick festzustellen, dass Frau X oder Herr Y nicht auf ihrem üblichen Platz sitzen.

Gemeinschaft ist wichtig für das Glaubensleben, doch unter missionarischem Gesichtspunkt betrachtet waren die vielfältigen Online-Angebote für die Kommunikation des Evangeliums keine Einschränkung. Sie haben mehr und teilweise neue Möglichkeiten eröffnet, unterschiedliche Menschen einzubinden. Dabei erfahren Gemeinschaft und Präsenz eine neue Auslegung und eröffnen neue Erfahrungsräume. Die lokale Kirche war jedoch schon vor der Pandemie nicht mehr die einzige Verkündigerin. Um Glauben gerungen, über Gott und die Welt und über Religionen und Kirche gestritten wurde in vielen elektronischen Medien und Online-Foren. Und es wurde und wird heftig missioniert – nicht nur von der christlichen Seite, sondern auch von Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften, wie ein Blick auf die Ergebnisse der üblichen Suchmaschinen belegt.

Im Jahrbuch Mission 2021 haben Autor*innen über die Kommunikation des Evangeliums in digitalen Zeiten und in der Pandemie nachgedacht. „Kommunikation des Evangeliums“ geht auf den Kirchenreformer Ernst Lange (1927-1974) zurück. Für ihn vollzog sich die Interpretation dieses Geschehens auch jenseits seiner Verkündigung von der

Kanzel und vor allem dialogisch. Er bestimmte die Gute Nachricht als ein „Wort“ für alle, weil es seiner Ansicht nach die Mitmenschlichkeit des Menschen in allen seinen Bezügen betrifft. Aus Kommunikation im Moment und dem, was ich im physisch erlebten Gottesdienst gehört habe und mitnehme, wird nun für viele ein Video- oder Audio-Clip. Wenn diese an wechselnden Orten und immer wieder gehört werden können, verändert sich ihre Wahrnehmung, weil sie jedes Mal in neue Zusammenhänge eintreten. Aus der Kommunikation in Präsenz wird die Präsenz des Mediums und des Wortes, die nach Ernst Lange große Auswirkungen auf die Orte, Räume und die Verkündigung des Evangeliums als lebensdienlich hat.

Die stärker genutzte Digitalisierung hat die Ökumene zu einem erkennbaren Zusammenrücken und zu mehr internationaler und interkultureller Kooperation bewegt, wie die vielen Webinare, Seminare, Konferenzen oder Vorträge auf dem Bildschirm von Kolleg*innen aus der ganzen Welt belegen, die vor Corona gereist wären. Hier bringt die Digitalisierung eine gewisse Demokratisierung mit sich, weil mehr und andere auf den Schirm und zu Wort kommen als früher.

Die Erfahrungen in der Pandemie-Zeit scheinen eine Beobachtung zu Mission zu stützen. Die Kommunikation des Evangeliums hat sich noch einmal deutlicher von den Verkündenden auf die Hörenden verschoben. Viele Untersuchungen belegen für Deutschland, dass sich Individuen innerhalb und außerhalb der Kirchen zunehmend selbst als Konstrukteur*innen hybrider religiöser Formen erweisen. Für Mission bedeutet das, dass Mission nicht die Ansage ist, was der oder die

andere hören muss – es ist das Hinhören und Hinschauen, die gemeinsame Suche danach, was sich hier und jetzt im Licht der Menschwerdung Gottes als Evangelium entbergen könnte. Evangelium wird zu Kommunikation und Mission zu einem Risiko, denn wir wissen nicht immer von vornherein und mit Sicherheit, was das genau sein könnte, hier und jetzt. Dieses Risiko des Unerwarteten ist dem Evangelium, wie es uns in, unter und mit den Erzählungen über den Kommunikator und handelnden Jesus begegnet, nicht fremd. Die Evangeliums-Texte, die für die Vollversammlung vorgeschlagen sind, berichten von solchen Momenten wie im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter oder Jesu Begegnung mit der Syro-Phönizierin.

Die Liebe Christi erhält den Kosmos

Das Virus hat uns kontrafaktisch in eine neue Einheit hineingedrängt. Nicht nur, dass deutlich ist, dass niemand in der heute so eng verflochtenen Welt das Virus für sich alleine erfolgreich besiegen wird. Wer nur an seinen eigenen Schutz denkt, wird am Ende die Chance erhöhen, von den vielen möglichen entstehenden Varianten betroffen zu werden.

Das Virus hat uns auch neu vor Augen geführt, dass es in Gottes Schöpfung nicht nur um uns Menschen geht. Es ist zu wünschen, dass Gottes Schöpfung nicht nur unter dem Gesichtspunkt des zerstörerischen Handelns von Menschen an der nichtmenschlichen Natur und damit unter dem des Klimawandels diskutiert wird. Die für die Vollversammlung vorgeschlagenen Bibeltexte, die auf die Beziehungen unter Menschen (wie beispielsweise 2 Kor 5,19ff) fokussieren, legen nahe, Einheit und Versöhnung als Geschehen unter Menschen zu thematisieren. Doch in einer trinitarischen Perspektive bewegt und versöhnt Christus nicht nur die Menschenwelt, sondern den Kosmos, wie es in dem ebenfalls vorgeschlagenen Text im Brief an die Kolosser in Kapitel 1 Vers 19-20 anklingt. Jürgen Moltmann formulierte einmal prägnant, dass nicht die Erde uns Menschen, sondern wir Menschen der Erde anvertraut sind. Diesen Perspektivwechsel als Teil unserer Mission zu begreifen, dazu möge uns die Liebe Christi, der auch Schöpfer ist, bewegen. Er bewegt nicht nur die ökumene, die ganze Welt, sondern erhält den Kosmos und wirkt in ihm.

„Die Kommunikation des Evangeliums hat sich noch einmal deutlicher von den Verkündenden auf die Hörenden verschoben.“

Zum Nachlesen

Interreligiöse Solidarität im Dienst einer verwundeten Welt. Ein christlicher Aufruf zum Nachdenken und Handeln während der Corona-Krise und darüber hinaus. Eine gemeinsame Veröffentlichung des Päpstlichen Rates für den interreligiösen Dialog und des Ökumenischen Rates der Kirchen. Copyright © 2020, https://www.oikoumene.org/sites/default/files/2020-12/WoundedWorld_German_FINAL.pdf



Dr. Michael Biehl ist Theologischer Referent in der EMW-Geschäftsstelle in Hamburg.

Von **Elisabeth Cook**

(Übersetzung: Michael Biehl)

Online-Unterricht: Die Krise als Chance zur Weiterentwicklung

Schon vor der Pandemie setzte die theologische Hochschule Universitat Biblica Latinoamericana in Costa Rica neben Präsenz- auch auf Online-Unterricht. Sie war daher besser auf die Anforderungen in der Krise vorbereitet als viele andere. Dennoch musste auch sie sich immer wieder selbst hinterfragen und neue Wege finden, die Studierenden in dieser besonderen Zeit zu erreichen. Hochschul-Rektorin Elisabeth Cook berichtet von den Herausforderungen und den Chancen des Online-Unterrichts ihres Instituts nicht nur in Zeiten von Corona.

Wer 2020 Zweifel daran hegte, ob Online-Unterricht Zukunft hat, wurde inzwischen sicherlich vom Gegenteil überzeugt. Unabhängig davon, ob Seminare und Universitäten wieder ihre Unterrichtsräume nutzen werden, hat sich die Art und Weise, wie wir über theologische Ausbildung nachdenken, in der Pandemie nachhaltig verändert.

Schon bald nach ihrer Gründung 1922/23 erkannte die Universidad Biblica Latinoamericana (UBL, Costa Rica), dass

für ihre Studierenden in ganz Lateinamerika und der Karibik Fernunterricht eine Notwendigkeit war. Sie begann daher in den 1940er Jahren mit Korrespondenzkursen, die allmählich zu Studiengruppen in verschiedenen Ländern führten und schließlich zu einem dezentralen Modell, das in Zusammenarbeit mit theologischen Ausbildungsinstituten in der Region ausgeweitet wurde. Seit 2012 sind wir an der UBL nun auf dem Weg des Online-Unterrichtes. In den letzten sieben Jahren immer konsequenter. Dennoch erforderte die

Pandemie wesentliche Veränderungen in der Art und Weise, wie wir unsere Online-Programme durchführen.

Der Begriff Online-Unterricht oder Online-Lernen wird oft generisch für jede Form von Bildungsprozessen verwendet, die Online-Plattformen oder -Dienste nutzen, um mit Studierenden in Verbindung zu sein und Seminare durchzuführen. Mit Hilfe von Software kann ein Online-Campus aufgebaut werden, der Kurse vorhält, die die Studierenden zu ihren eigenen Zeiten absolvieren können. Seit dem Beginn der Pandemie sind Videokonferenzen (z. B. per Zoom) oder ihre Kombination mit Online-Kursen für viele Ausbildungseinrichtungen die häufigste Form des Unterrichts geworden. Die UBL hat viele Jahre damit verbracht, ihren Online-Campus einzurichten und Kurse für das Online-Lernen zu konzipieren, in denen die eigene Auseinandersetzung der Studierenden mit den Lernmaterialien, mit den Kursleitenden und untereinander im Vordergrund stehen. Als im April 2020 der Unterricht in Präsenz eingestellt werden musste, waren wir daher in der Lage, den Kontakt mit all unseren Studierenden rasch und problemlos auf den Online-Campus zu transferieren. Damals war uns noch unklar, ob es für Wochen oder ein paar Monate sein würde.

Im Laufe der Zeit und während Covid-19 sich in der Region immer weiter ausbreitete, wurden wir uns zunehmend der vielen Herausforderungen bewusst, die unsere Studierenden hatten, weiter zu studieren, etwa während sie parallel ihre Arbeit in ihren Gemeinden fortführten. Zudem wurden uns fast täglich die Erkrankung oder der Tod von Familienmitgliedern gemeldet, vor allem aus den Ländern, in denen die Gesundheitssysteme nicht Schritt halten konnten mit der Ausbreitung des Virus und der Zugang zu Tests eingeschränkt war. Gleichzeitig hatten Studierende Probleme mit der Internetverbindung oder mussten die Nutzung ihrer Laptops oder Tablets mit Ehepartnern und Kindern teilen, die ebenfalls zu Hause arbeiteten und lernten. Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Pandemie führten außerdem bei vielen zu Gehaltskürzungen und bei manchen sogar zum Verlust des Arbeitsplatzes.

Unterricht inmitten einer Pandemie erforderte eindeutig mehr, als nur Diskussionen im Online-Seminar zu initiieren, die Erfüllung von Kurszielen oder die Benotung der

Arbeiten sicherzustellen. Als eine der ersten Maßnahmen boten wir daher Zoom-Meetings optional über unsere regulären Unterrichtssitzungen hinaus an. Diese Sitzungen ersetzen nicht unser reguläres Unterrichtsformat mit sorgfältig konzipierten Lernaktivitäten und durchdachter Unterstützung durch die Professor*innen. Stattdessen boten sie für Studierende und Dozent*innen den Raum, um zusammenkommen, Kursthemen zu diskutieren, sich inmitten der sich vertiefenden sozialen Isolation von Angesicht zu Angesicht zu treffen, sich über Schwierigkeiten auszutauschen und sich gegenseitig zu unterstützen. Um den finanziellen Herausforderungen zu begegnen, mit denen sich viele konfrontiert sahen – und auch im laufenden Jahr noch sehen – passten wir unsere Stipendienrichtlinien den Erfordernissen in der Pandemie an. Das Gleiche gilt für seelsorgerische Begleitung, die wir mit Hilfe von Dozent*innen und Freiwilligen entwickelten. Angeboten wurden Online-Gruppensitzungen zu gegenseitiger Unterstützung und individuelle Unterstützung für die Studierenden im Wohnheim auf unserem Campus, die nicht in ihre Heimatländer zurückkehren konnten.

„Unterricht inmitten einer Pandemie erforderte eindeutig mehr, als nur Diskussionen im Online-Seminar zu initiieren, die Erfüllung von Kurszielen oder die Benotung der Arbeiten sicherzustellen.“

Als das Jahr 2020 zu Ende ging und wir die Daten für den Jahresbericht

„Neben den Herausforderungen eröffnete der Pandemie-Kontext auch Chancen, durch unsere neuen Erfahrung als Online-Dozent*innen zu wachsen.“

analysierten, beobachteten wir einen besorgniserregenden Trend. Der Anteil der Studentinnen in den Bachelor- und Masterstudiengängen war im Laufe des Jahres stetig und recht deutlich gesunken. Mehrere hatten sich aus den Kursen zurückgezogen und einige wenige brachen das Studium ganz ab. Studien haben gezeigt, dass Frauen in Lateinamerika unverhältnismäßig stark von der Pandemie betroffen sind. Frauen, die Arbeiterinnen, Mütter, Pflegerinnen und oft auch für den Haushalt verantwortlich sind, sahen sich gezwungen, all diese Aufgaben

gleichzeitig zu erfüllen und außerdem noch ihre Kinder zu Hause zu unterrichten, während ältere Verwandte aufgrund von Einschränkungen nicht die gewohnte Unterstützung leisten konnten. Die Erfahrung von Arbeitsplatzverlust und von häuslicher Gewalt nahm für Frauen in vielen Ländern der Region dramatisch zu. Um dem entgegenzuwirken und nach Wegen zu suchen, wie Frauen in der theologischen Ausbildung die nötige Unterstützung erhalten können, führt UBL gegenwärtig eine Studie über die Auswirkungen der Pandemie auf Studentinnen und auf Frauen durch, die ihr Interesse an einer Einschreibung bekundet haben, sie dann aber nicht vornahmen.

Neben den Herausforderungen eröffnete der Pandemie-Kontext auch Chancen, durch unsere neuen Erfahrung als Online-Dozent*innen zu wachsen. Die Gruppengröße nahm zu, da Präsenz- und Online-Studierende zusammengebracht wurden. Wir erlebten auch einen bemerkenswerten Anstieg der Anmeldungen. Dies veranlasste uns, unsere Online-Lehrstrategien zu evaluieren, verschiedene Aktivitäten auf dem Online-Campus anzubieten und studentische Hilfskräfte anzustellen, die den Lehrkörper bei Bedarf unterstützen. Diese und andere Strategien waren darauf ausgerichtet, die drei Arten von „Präsenz“ zu stärken, die wir durch die Online-Unterrichtsumgebung zu erreichen versuchten:

a) kognitive Präsenz, die eine effektive und kritisch engagierte Interaktion mit dem Kursmaterial, den gestellten Aufgaben und mit den wichtigsten sozialen Herausforderungen und Themen in unseren Kontexten fördert; b) soziale Präsenz, die eine Gemeinschaft aufbaut, einen respektvollen Dialog und eine Debatte fördert, während die Vielfalt in jeder Gruppe und die Lebens- und Glaubenserfahrungen, die jede*r in die Diskussion einbringt, gewürdigt werden; und c) pädagogische Präsenz, die unsere Rolle als Lehrende einschließt, die den Kurs gestalten und die angemessene, studierendenzentrierte Bildungsstrategien ermöglichen, die unabhängiges kritisches Denken, theologische und pastorale Reflexion fördern.



Elisabeth Cook, PhD, ist Professorin für Biblische Studien an der Universidad Bíblica Latinoamericana (UBL) in San José, Costa Rica. Sie hat einen Dokortitel in Religion und Theologie von der Universität Exeter und einen Master in Biblischen Studien von der UBL, wo sie derzeit als Rektorin der Universität tätig ist.

spirituelle und soziale Entwicklung der Studierenden engagieren.

Die Umstellung auf Online-Unterricht für alle Studierenden verstärkte zudem die Möglichkeit, mit anderen theologischen Einrichtungen zusammenzuarbeiten. Als Teil von CETELA (Comunidad de Educación Teológica Ecueménica Latino-Americana y Caribeña) boten wir gemeinsame Seminare mit Mitgliedsinstituten an und vernetzten Studierende mit ihnen. Wir luden auch Studierende der Augustana Hochschule, Neuendettelsau, in unsere Kurse ein und organisierten mit Studierenden und Dozent*innen beider Einrichtungen eine gemeinsame Lehrveranstaltung.

Im Rahmen eines kürzlich durchgeführten Forschungsprojekts erhielt die UBL durch Absolvent*innen Rückmeldungen über einige Aspekte ihrer Bildungsprogramme, die sie für die Beteiligung an Prozessen der sozialen Transformation durch Kirchen und glaubensbasierte Organisationen befähigt und motiviert haben. Sie betonten die Entwicklung von Fähigkeiten zum kritischen Denken und von Werkzeugen für eine glaubensbasierte Beteiligung an der Bewältigung der Herausforderungen ihres eigenen Kontexts, insbesondere durch interdisziplinäre Studien und durch die Möglichkeit zu ökumenischen und interkulturellen Begegnungen. Die Befragten stellen eine Veränderung ihrer methodischen Perspektive fest, die eine kritische und kontextbezogene Lektüre der Bibel sowie lateinamerikanische, feministische und andere kontextbezogene Theologien und kontextbezogene pastorale Praxis einschließt. Die Absolvent*innen sagen auch, dass die UBL hohe Standards für akademische Leistungen mit Sensibilität für die Bedürfnisse der Studierenden verbindet. Die Studierenden erfahren, dass sich Dozent*innen und Mitarbeitende der UBL für ihre intellektuelle, akademische,

Die Studie fordert uns heraus, diese Aspekte unserer Bildungsprogramme beizubehalten und zu stärken, auch wenn wir uns in der Pandemie vollständig zu Online-Kursen bewegt haben und uns gegenwärtig auf dem Weg zu einer eventuellen „neuen Normalität“ nach der Pandemie befinden. Wir sehen Anzeichen dafür, dass für viele trotz der anhaltenden Pandemie die Anforderungen des früheren Alltags zurück sind. Weniger Studierende nehmen an den optionalen Zoom-Sitzungen teil; Arbeit und Dienstanforderungen, die zuvor online erledigt oder aufgeschoben werden mussten, konkurrieren wieder mit der Studienzeit. Für die UBL bedeutet dies, sich auf eine neue Realität nach der Pandemie einzustellen, in der Online-Unterricht weiterhin eine zentrale Rolle spielen wird. Er kann aber nicht die Lösung des Problems sein, sondern ist eines von vielen Mitteln, um Männer und Frauen zu befähigen, sich für den Wandel und die Transformation einer zerrissenen Welt einzusetzen. Auf der Schwelle zu 2022 bereiten wir uns nicht nur auf die „neue Normalität“ vor, sondern auch auf den Beginn eines neuen Jahrhunderts im Leben der UBL, das nächstes Jahr beginnen wird.

* Christi Liebe bewegt bis heute

Sommercamp. 30 jungen Christ*innen auf einem Zeltplatz an der Ostsee. Das Thema: „Abenteuer Freiheit – Mit Gott auf Schritt und Tritt“. In einem unserer Workshops behandelten wir die Freiheit, die man durch den Glauben gewinnt. Freiheit, die wir bekommen durch die Werke Christi, der für uns in diese Welt gekommen ist. Im Laufe des Workshops kamen wir auf das Thema Mission, das Weitersagen des Glaubens und die Frage, wie wir es denn verkünden können. Als Fazit kamen wir auf den Satz: „Rede über Christus, wenn du gefragt wirst. Lebe so, dass du gefragt wirst.“

Bewegt und verändert die Liebe Christi die Welt? Ja. Menschen ändern sich stetig dank Jesu Einfluss. Christus kam in die Welt, um uns ein Vorbild zu sein und so wirkt sein Vorbild auch heute noch gegen Krieg, Umweltkatastrophen, Armut. Er leitet Menschen seit 2000 Jahren an, Gutes zu bewirken und sich von Bösem abzuwenden. Dies ist die beste Veränderung, die jemals kommen konnte.

Jonas Greifenstein war als Freiwilliger mit dem Evangelisch-lutherischen Missionswerk in Niedersachsen (ELM) in Südindien.

Kapwa und Jesus: Ein philippinisches Konzept zur Dekolonisierung des Glaubens

Die Christianisierung war für viele indigene Völker oft nicht nur eine „Gute Botschaft“, denn sie ging in der Regel mit dem Verlust der eigenen Identität einher. Die baptistische Pfarrerin Niza Joy Santiago schildert die historischen Hintergründe, warum Christianisierung in ihrer Heimat auf den Philippinen immer auch eine Kolonialisierung war, die Identitätsschwierigkeiten mit sich brachte, und welchen Weg es, aus ihrer Sicht, heute gibt, die christliche mit der indigenen Identität zu versöhnen.

In diesem Jahr feiert die Kirche auf den Philippinen 500 Jahre Christentum auf den Inseln. 1521 erreichten Spanier die Inseln des Archipels, getrieben vom Hunger nach der Ausweitung ihrer Macht und im Namen der Christianisierung der Welt. Man kann nicht über die Geschichte des Christentums auf den 7.641 Inseln des Archipels sprechen, ohne über die Kolonialgeschichte zu sprechen. Spanien und die weiteren Kolonialmächte Japan und USA haben unsere Art zu wissen und zu sein verändert. Ihr Einfluss hat dazu geführt, dass die Völker des Archipels die sogenannte

koloniale Mentalität verinnerlicht haben. Die Völker haben ihren Stolz auf ihre Ethnien verloren, und stattdessen gelernt, auf ihre Kultur, Sprache und körperliche Erscheinung herabzuschauen, und sie haben die Kultur und das Wissen ihrer Kolonisatoren angenommen.

Im Zusammenhang dieser Kolonialgeschichte sieht der römisch-katholische Bischof Pablo Virgilio David Parallelen von Antonio Pigafettas Bericht über Magellan und seine frühe Begegnung mit den Menschen auf den Inseln zu

Von **Niza Joy Santiago**

(Übersetzung: Michael Biehl)

einem Bericht über die Begegnung der Aetas, einer indigenen Gruppe, mit koreanischen Evangelikalen. Die Aetas waren zuerst aufgeschlossen und kooperativ, als die koreanischen Evangelikalen ihre „Mission und Evangelisierung“ durchführten. Bis diese von den Aetas verlangten, ihren Anitos (Göttern) den Rücken zu kehren. Die Aetas berieten sich und gaben den koreanischen Evangelikalen alles zurück, was sie von ihnen erhalten hatten: Sie könnten sich nicht von ihren Anitos abwenden, weil sie ein Teil dessen sind, was sie sind.

Genau wie die Aetas wollten auch die Bewohner*innen von Cebu im Jahr 1521 ihre Freundlichkeit und Gastfreundschaft zeigen. Die Fremden kamen als Gäste, und so wurden sie auch behandelt. In der philippinischen Kultur sollte man, wenn man in ein Haus eintreten will, anklopfen und den Hausbesitzer über seine Anwesenheit und seine Absicht, hereinzukommen, informieren. Dann muss man auf die Antwort des Hausbesitzers warten, der entweder ablehnen oder hereinbiten kann. Die philippinische Gastfreundschaft besagt, dass man fast immer als Gast empfangen wird, wenn man sich selbst ankündigt und als Tao, das heißt als Mensch kommt. Pagpapakatao bedeutet in meiner Kultur auf der Insel Panay eine Form des Respekts, indem man anderen die eigene Identität und Persönlichkeit mitteilt, wenn man ihren Raum betritt. Da wir eine Weltanschauung des Zusammenlebens von Menschen, Natur und spirituellen Wesen vertreten, wollen wir so wenig wie möglich spirituelle Wesen, besonders solche, die uns

Schaden zufügen, in unsere Häuser einladen. Deshalb ist es für den Besitzer des Hauses wichtig, zu fragen, wer klopf und hereinkommen möchte.

Teil von pagpapakatao und pakikipagkapwa – die Beziehung zwischen menschlichen Mitwesen und allen geschaffenen Kreaturen – ist, grundlegenden Respekt für den anderen zu zeigen, einschließlich seiner Kultur, seiner Sprache und seines Glaubens. Dieser einladende und entgegenkommende Geist der Menschen ist ein Grund, warum die Philippinen einer der beliebtesten Orte für Evangelisten sind.

Als die Spanier 1521 die Insel Sugbu (das heutige Cebu) betraten, waren sie erschöpft und von der Reise gezeichnet. Sie waren unterernährt und brauchten die Fürsorge der Menschen. Als Ausdruck ihrer Dankbarkeit schenkten die Spanier Hara Humamay, der Königin von Sugbu, die Statue eines Santo Niño (Jesusknaben). Dieses Geschenk wurde von ganzem Herzen angenommen und neben andere Anitos gestellt. Mendoza schreibt unter Berufung auf Melba Maggay, dass die von den Spaniern gefeierte „Bekehrung der Eingeborenen“ in Wirklichkeit „nichts anderes war als ein Austausch von Statuen, d. h. von Heiligen mit kaukasischen Gesichtszügen, die an Stelle der lokalen Anitos aufgestellt wurden, wobei jedoch die gleiche funktionale Beziehung zwischen dem Menschlichen und dem Übernatürlichen erhalten blieb“. Das Volk von Sugbu hieß im Geiste des kapwa die Spanier willkommen, versorgte sie mit Nahrung und nahm ihre Gottheit, den Santo Niño, in die Göttergemeinschaft des lokalen Volkes auf. Genauso wie die Aetas hatten die Leute auf Sugbu dem Glauben der Fremden einfach Respekt erwiesen, doch ihr eigener Glaube blieb erhalten. Vielleicht ist die radikalere Veränderung bei den Indigenen, fügt Mendoza hinzu, die die „mehr mit der Installation der Doxa, der europäischen Rassenhierarchien, und der daraus folgenden Marginalisierung oder De-Zentrierung der indigenen Kultur als ‚minderwertig‘, zu tun hat.

Mendoza zitiert Frantz Fanon, den berühmten Kolonialismustheoretiker, mit den Worten: „Der Anspruch auf eine nationale Kultur in der Vergangenheit rehabilitiert nicht nur diese Nation und dient als Rechtfertigung für die Hoffnung auf eine zukünftige nationale Kultur. In der Sphäre des psycho-affektiven Gleichgewichts ist er für eine wichtige

„Pagpapakatao“

„Die Völker haben ihren Stolz auf ihre Ethnien verloren, und stattdessen gelernt, auf ihre Kultur, Sprache und körperliche Erscheinung herabzuschauen, und sie haben die Kultur und das Wissen ihrer Kolonisatoren angenommen.“

Veränderung des Eingeborenen verantwortlich.“ Diese Veränderung, so Mendoza, führt „unweigerlich zu einer radikalen Veränderung in der Bewertung des Selbst als Ergebnis des Projekts der kulturellen Wiederherstellung ... – eine Veränderung, die zu einer gründlicheren konzeptionellen Reorganisation des eigenen Bewusstseins führt, die dann eine andere Subjektivität und Grundlage für die Re-Vision einer anderen Zukunft liefert“. Auf dieser Linie möchte ich unterstützen, was Albert Alejo „kulturelle Energie statt reinem Widerstand“ nennt, was ein produktiveres Bild zeichnet, im Rahmen dessen man die Dynamik der Indigenen sehen kann. Alejo definiert kulturelle Energie als „die kollektive Fähigkeit oder den Wunsch der Menschen, sie selbst zu sein.“ Mit anderen Worten, es ist wichtig, dass „Ersteres über die bloße Reaktion auf ein dominierendes Element hinausgeht und zu etwas positiv Reaktivem und Produktivem für neue Initiativen wird ... [was zeigt, dass] es bei Identitätsfragen letztlich nicht so sehr um ‚Identität‘ als solche geht, sondern darum, ‚Energie‘ zu finden – durch die Rückgewinnung von Identität –, damit die Menschen wieder sie selbst werden und aktive Subjekte ihres eigenen Schicksals sein können.“ Dies eröffnet den Weg zu einem Verständnis, das mehr ist als ein Verteidigen oder Reagieren, sondern ein Erschaffen. Es ist mehr als nur Othring (also

das Abgrenzen von etwas durch das Anderssein), sondern es ist das Zusammenkommen und das Finden einer gemeinsamen Identität und gemeinsamer Energien.



Niza Joy Santiago ist ordinierte Pastorin der Versammlung der philippinischen Baptistenkirchen. Sie promoviert in Theologie und ist Stipendiatin an der Missionsakademie der Universität Hamburg.

Als ich mit meinen Untersuchungen den Weg der Dekolonisierung und Re-Indigenisierung beschritt, wurde ich gefragt, ob ich vorschlage, zu den alten Wegen zurückzukehren. Aber auch da sehe ich es wie Mendoza: „Es geht nicht darum,

zu einer ‚ursprünglichen‘ Kultur zurückzukehren, sondern vielmehr darum, die Analyse zu vervollständigen, um zu einer adäquaten Erklärung der kontingenten Formation des gegenwärtigen historischen Moments zu gelangen.“ Eine Untersuchung mit dem Titel „Walang Rape sa Bontoc“ (Es gibt keine Vergewaltigung in Bontoc) zeigte, dass es in einer indigenen Gemeinschaft in den Bergen des nördlichen Teils der Philippinen kein Konzept von Vergewaltigung gibt. Einfach, weil sie dem philippinischen Wert „kapwa“ treu bleiben. Es bedeutet geteilte Identität oder geteiltes Sein, und daher ist es undenkbar, andere zu vergewaltigen, weil sie ein Teil des eigenen Seins sind.

Mir scheint, dass der philippinische Wert von kapwa mit der Lehre Jesu zusammenpasst, den Nächsten zu lieben wie sich selbst. Was mich erstaunt, ist, wie Jesus, im Gegensatz zu den Kolonisatoren und Missionaren seinen Weg in jede Kultur findet, ohne die Identitäten der Völker auszulöschen, stattdessen ergänzt und bereichert er sie. Die Völker des Archipels haben Jesus vor 500 Jahren durch die Kolonisierung auf eine erniedrigende und entmenschlichende Art und Weise kennengelernt. Doch es ist der Glaube an ihn, der mein Volk dazu inspiriert hat, für ihr Leben und unser Land einzustehen. So wie ich es sehe, ist das Hervorbringen der reichen Werte und tiefen Weisheit unserer Vorfahren und unseres Landes, die tief in unserem Wesen unter der kolonialen Mentalität vergraben sind, Teil der Dekolonisierung unserer Identitäten und unseres Glaubens und der Versöhnung unserer christlichen mit unserer indigenen Identität. Der Prozess der Dekolonisierung ist eine Reise, die sich von Kontext zu Kontext unterscheiden mag, aber möge die ganze Welt einander helfen und miteinander als kapwa-tao und kapwa-nilika zur Heilung und Versöhnung aufbrechen – zur Ganzheit des Seins und zur Fülle des Lebens, zum Schalom.

Impressum

EMW-Themenheft 2021
ISBN: 978-3-946352-13-6

Herausgeber:

Evangelische Mission Weltweit e.V. (EMW)
vertreten durch Direktor Rainer Kiefer
Normannenweg 17-21
20537 Hamburg
Tel.: 040 25456-0
info@mission-weltweit.de
www.mission-weltweit.de

Redaktion: Dr. Michael Biehl (v.i.S.d.P.),
Tanja Stünckel, Corinna Waltz

Korrektur: Brigitta Kainz

Gestaltung: Ari Gröbke Design, Hamburg

Druck: MHD Druck und Service,
Hermannsburg

Das EMW-Themenheft wird auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt, die CO₂-Belastung durch den Druck wird durch Kompensationszahlungen an klimaschonende Projekte ausgeglichen.



Mitglieder

Neun Missionswerke, fünf Verbände, fünf Freikirchen und die EKD gehören zu den EMW-Mitgliedern:

Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD), Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden K.d.ö.R., Berliner Missionswerk, Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland K.d.ö.R., CVJM Deutschland, Weltbibelhilfe der Deutschen Bibelgesellschaft, Deutsche Evangelische Missionshilfe, Deutsche Gesellschaft für Missionswissenschaft, Evangelisch-altreformierte Kirche in Niedersachsen, Evangelisch-lutherisches Missionswerk in Niedersachsen, Evangelisch-lutherisches Missionswerk Leipzig, Evangelisch-methodistische Kirche, Evangelische Brüder-Unität – Herrnhuter Brüdergemeine, Evangelische Kirche in Deutschland (EKD), Evangelische Mission in Solidarität, Gossner Mission, Mission EineWelt, Norddeutsche Mission, Vereinte Evangelische Mission (VEM), Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit

Assoziierte Organisationen

Neben den Mitgliedern gehören auch assoziierte Organisationen zur EMW-Gemeinschaft.

Christlicher Hilfsbund im Orient, Christoffel-Blindenmission Christian Blind Mission, Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Evangelische Gehörlosenseelsorge, Deutsches Institut für Ärztliche Mission, Deutsche Seemannsmission, Hildesheimer Blindenmission, Lutherische Kirchenmission (Bleckmarer Mission), Stiftung Morgenland

**Evangelische Mission
Weltweit e.V. (EMW)**

Normannenweg 17-21
20537 Hamburg

Tel.: 040 25456-0

info@mission-weltweit.de
www.mission-weltweit.de